T. o. germ.
1811 IV (12
Picker

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

20072.

<36607042260011

<36607042260011

Bayer. Staatsbibliothek

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Zwölfter Band.

Wien, 1826.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Bayerische Staatsbibliothek München

Lindauer'sche Bibliothek

Frauenwürde.

Von
Caroline Pichler,
gebornen
von
Greiner.

Zweyter Theil.

Wien, 1826.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Aus der Residenz den 25sten Januar 1811.

Mein Brief, den ich Dir bald nach unserer Ankunft in der Hauptstadt schrieb, hat Dir meinen Eintritt in die große Welt und an den Hof gemeldet. Es hat mich hier nichts freundlich, nichts behaglich angesprochen. Ich war fremd in diesen Cirkeln, bin es noch, und werde es wohl auch bleiben. Nicht daß man mir nicht mit Zuvorkommung begegnete; das geschieht, wenn es auch um meinetwillen nicht wäre, schon um meines Mannes, um des bedeutenden Nahmens Willen, den er sich früher im Dienste gemacht, um seines Vaters Willen, dessen Andenken hier sehr hoch in Ehren steht, endlich um seiner Persönlichkeit Willen. Ihn wird man nirgends übersehen, auch wo er unbekannt wäre. Aber man

ehret auch mich insbesondere. Ein freundlicher Ruf muß mir zuvorgegangen seyn, und, was mich sehr wundert, man weiß von meiner Liebe zur Mahlerey und von meinen Arbeiten. Ich muß sie zeigen. Man scheint einen Werth darauf zu legen, oder thut es auch wohl. Die Fürstinn und ihre Schwester begegnen mir mit Auszeichnung, und es wäre Alles, wie es seyn sollte, wenn ich auch viel mehr Eitelkeit besäße, als ich nicht zu haben hoffe. Dennoch verläßt mich das unheimliche Gefühl nicht, das mich bey der ersten Zumuthung, unser liebes Rosenstein mit der Residenz zu vertauschen, ergriff. Es war etwas Ähnliches, was ich empfand, als vor sechs Monathen der Entschluß gefaßt wurde, nach **bad zu gehen, nur das, was dort unbestimmt in dunkler Ahnung von möglichen Gefahren für mein häusliches Glück mir vorschwebte, jetzt deutlich ausgesprochen in meiner Seele dasteht, und die schwankenden Umrisse sich zu genau erkannten Gestalten ausgebildet haben. Ich kenne meinen Feind, und ein scheinbarer Waffenstillstand kann mich über meine ängstlichen Besorgnisse nicht beruhigen. Es ist wahr, Ludwig scheint, durch frühere Verlockungen gewarnt, die Gefahr zu meiden, und jene Person behan-

delt ihn fremd mit achtungsvoller Höflichkeit. Ich kann daraus wahrnehmen, daß mein Mann sich so, wie es seiner würdig war, gegen sie benommen haben müsse. Aber sie ist überall zu sehen, wo der Hof und die große Welt erscheint, und sie zeigt sich in einem Glanz, in einem Liebreiz und zugleich in einem so anständigen Benehmen, daß Alles, was auf Geist und Liebenswürdigkeit Anspruch macht, oder dafür Sinn hat, die gefährliche Zauberinn umgaukelt, und selbst die strengste Sittsamkeit nichts an ihrem Benehmen zu tadeln findet. Und Schwester! Sie ist schön, sie ist höchstanziehend! Das muß auch der Neid, das müssen selbst die, die sich durch ihr verführerisches Wesen gekränkt fühlen, eingestehen.

Ja, sie ist sehr anziehend, ich sage es noch einmahl; aber sie ist es als empfindendes Wesen, als Mensch, nicht als Frau. Abgerissen vom heimathlichen Boden des Weibes, von den festen Wurzeln der Häuslichkeit, der Liebe zur Arbeit, Ordnung und Stetigkeit, schwebt sie in einer Region, die ihr freylich manche ihrer Fähigkeiten auf eine weit umfassendere Art auszubilden, und sich Reizungen anzueignen erlaubt hat, die wahren Frauen, wie liebenswürdig sie sonst seyn mögen, doch ewig verwehrt bleiben

müssen. Ihr Reichthum überhebt sie mancher Anstrengung, welche sie nun ganz den Genüssen ihres Geschmackes und Geistes widmen kann. Ohne häusliches Band bewegt sie sich frey in der Welt, und lebt, wo und wie sie will. Das gibt ihrem Geist eine Freyheit der Ansichten und eine Überlegenheit, die sie hoch über Viele stellt. Sie ist Künstlerinn und Dichterinn, und ist es im vollen Sinn; denn sie kann den Eingebungen ihrer Phantasie lauschen, so lange und so viel sie will, ohne zu besorgen, daß irgend eine Pflicht darunter leide. Darum ergibt sie sich auch ihrem Talent mit so glücklichem Erfolg, daß jedes ihrer neuen Producte die Welt entzückt. Aber eben diese Freyheit, die sie sich für ihren Geist genommen hat, will auch ihr Herz behaupten, und so wie sie keine Fesseln des Hauswesens dulden mag, will sie auch keine der häuslichen ja selbst der bürgerlichen Pflichten tragen. So lebt sie nur als empfindendes, und zwar als höchst fein und reizbar empfindendes Wesen. Sie läßt sich, wie von dem Schwunge der Phantasie, also auch vom Strome des Gefühls fortreißen, ohne zu ahnen, oder zu achten, wohin er führt, und dieselbe unbesorgte Lebhaftigkeit, die der Unterhaltung mit ihr ei-

nen, besonders im Auge der Männer, so unwiderstehlichen Zauber gibt, reißt sie zu gleich unbedachter Äußerung ihrer Leidenschaften hin, denen sie den Zügel eben so willenlos schießen läßt, als sie im lebhaft anregenden Gespräch sich von keiner Rücksicht auf Zeit, Ort und Umstände meistern lassen will. So mag sie wohl hundert anziehende, ja große Eigenschaften haben; eine Frau im wahren Sinne des Wortes ist sie nicht. Dennoch huldigt ihr das andere Geschlecht allgemein, und Ludwig hat hier nur zu viele Gefährten seiner ehemahligen Schwäche, die ihm sehr wohl zur Entschuldigung dienen können.

Du kannst denken, daß dieser Gegenstand meine ganze Seele in Anspruch nimmt. Ich habe sehr viel, und, wie ich hoffe, so unpartheyisch als ich kann, über diese seltsame Erscheinung nachgedacht, und gefunden, daß, wenn es wahr ist, daß das menschliche Herz oft sehr auffallende Widersprüche in sich vereinigen kann, diese doch vorzüglich im männlichen Herzen beysammen wohnen. Sind es nicht die Männer, welche von uns, als die ersten und unerläßlichen Tugenden, Häuslichkeit, Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Liebe zu Ordnung und Stille fordern? Sind sie es nicht, die ein willenloses

Hingeben in die Kraft des höher stehenden Geschlechts, ein kindliches Anschmiegen als unseren höchsten Reiz, und als die unwiderstehlichste Waffe gegen sie selbst anrühmen? Dennoch sehen wir täglich selbstsüchtige Coquetten mit unentfliehbarer Gewalt über ihre Sclaven herrschen, sie zum Spielwerk ihrer Launen machen, und ihrer Herzen um so gewisser seyn, je grausamer das Spiel ist, das sie mit ihnen treiben, so daß oft der Beherrschte dieß deutlich erkennt, und dennoch nicht vermag, die unwillig getragenen Ketten zu zerbrechen.

Weiber, wie diese berühmte Sarewsky, ohne Alles, was die Frau in ihrem Wirkungskreis achtungswürdig macht, mit Neigungen und Eigenheiten, die kein Ehemann an seiner Gemahlinn oder Tochter wünschen, ja kaum dulden würde, erfreuen sich gerade der ausgezeichnetesten Huldigungen der Männer. Sie zerbrechen jede Schranke der Weiblichkeit, sind und thun beynahe gerade das Widerspiel von dem, was man in Reden und Schriften an uns preiset, und doch sind es sie, die jene unglücklichen Leidenschaften einzuflößen, den verblendeten Mann über jede Einwendung seines klaren Verstandes zu bethören, und sich für jede Laune und Un-

weiblichkeit eine Entschuldigung, ja oft eine Rechtfertigung von ihm zu ertrotzen oder zu erschmeicheln verstehen.

Aber diese Weiber sind es auch, denen keine Rolle zu schwer, keine Verstellung zu niedrig, und keine Lockung zu kühn scheint, um sich des Besitzes eines Herzens zu versichern, das sie erstreben wollen, wenn gleich Recht und Wohlstand, bürgerliche Gesetze, und heilige Pflichten sich ihrem unrechtmäßigen Begehren in den Weg stellen.

Laß mich von diesem Gegenstand abbrechen, liebe Schwester! Ich fühle, daß ich bitter werde, und ich habe für diesen Augenblick nichts zu klagen. Ludwig beträgt sich so edel gegen Andere, und so liebevoll und offen gegen mich, daß es Undank gegen ihn wäre, wenn ich jene Gefühle wieder in mir aufkeimen lassen wollte, die mich so lange quälten. Was im Schooß der Zukunft schläft? Warum es wecken, und seinen Schmerz, wenn einer darin ist, vorausnehmen?

Etwas steht uns bevor, das mir durchaus unangenehm, aber mit jenen Verhältnissen in keiner Beziehung ist. Der Fürst begegnet meinem Mann, seit wir hier sind, mit großer Auszeichnung. Er läßt ihn oft rufen, und Fahrnau

hat schon zweymahl mit ihm und der fürstlichen Familie allein gespeist. Ich kann mir diese Erscheinung wohl erklären. Der Fürst ist offen, bieder, ein treuer Gemahl und Vater. Er scheint für diese Empfindung antwortende Klänge in Ludwigs Brust zu finden, und in dem Gemüthe des freyen Mannes, der sich nie an den Hof drängte, um etwas für sich zu erhalten, oder vor Andern zu glänzen, liegt auch wahre Zuneigung für ihn, glühende Liebe fürs Vaterland, und ruhiger Freymuth. Darum sucht der Fürst ihn an sich zu ziehen, und er ließ wirklich neulich im Gespräche nicht undeutlich den Wunsch fallen, Fahrnau möchte die Aufsicht über den Erbprinzen, und die Leitung seiner Erziehung übernehmen.

Ludwig war betroffen, und sein erster Gedanke der Entschluß, den glänzenden Antrag, der seiner vergnügten Unabhängigkeit Gefahr drohte, abzulehnen, wenn der Fürst das jetzt nur hingeworfene Wort einmahl im Ernst wiederhohlen sollte. Er sagte es mir sogleich. Du kannst denken, daß ich über die Äußerung des Fürsten noch mehr erschrack; denn wenn der Aufenthalt in der Residenz Ludwig ungelegen ist, so ist er mir aus leicht begreiflichen Ursachen,

furchtbar. Doch konnte ich nicht verkennen, daß das Vertrauen des Fürsten ehrenvoll sey, und der Gedanke, durch das Gute, was ein Erzieher in das Herz des künftigen Beherrschers legen kann, segensreich für sein Vaterland zu wirken, für einen edlen Mann allerdings viel Reiz haben müßte. Zudem mischte sich die Betrachtung ein, wie wichtig und nützlich diese Änderung unserer Verhältnisse auch für unsere Kinder, besonders für Adolph in Rücksicht seiner jetzigen Ausbildung und künftigen Laufbahn seyn würde, da unsere Vermögensumstände uns bisher auf die Einsamkeit unseres Gutes einschränkten. Ich gab auch Ludwig alles dieß mit aufrichtigem Sinn, obwohl mit heimlich blutendem Herzen zu bedenken. Ich erinnerte ihn an den gesunkenen Glanz seines Hauses, das durch seines Großvaters unverhältnißmäßigen Aufwand, und durch seines Vaters allzugroße Gutherzigkeit herabgekommen war. Ach Gott! Ich sagte Alles, was das unpartheyischeste Gemüth für diese Sache anführen konnte, um mir ja nie, nie auch den leisesten Vorwurf meines Gewissens zuzuziehen, als hätte eine selbstische Furcht vor Ludwigs möglichem Rückfalle mich bestimmt, ihn von einem Wirkungskreise abzuhalten, der

zwar ehrend und lohnend für jedes edelstolze Gemüth, aber auch ein Band war, das ihn in der gefährlichen Nähe jener Person festhielt.

Ludwig hatte auf alle meine Vorstellungen nur Eine verneinende Antwort. Er schien auf dem Wege vom Schloß zu mir bereits Alles erwogen, und seinen Entschluß bestimmt genommen zu haben. Er wollte durchaus nicht, und mein gedrücktes Herz erhob sich zu süßer Hoffnung, und fröhlicheren Aussichten in die Zukunft.

Aber wird es dabey bleiben? Sollte der Fürst jenes Wort ganz absichtslos haben fallen lassen? und wenn er es wieder aufnähme, wenn er ernstlich in Fahrnau dränge, ihm den Segen seines Thuns, und was er für kommende Zeiten wirken könnte, vorstellte: wird Ludwig auch vor dieser so lockenden Stimme sein Herz verschließen, und die Liebe zur Unabhängigkeit es über die Liebe zu Ruhm und Einfluß, die für jeden Mann so reizend ist, davon tragen? Ach ich wage nicht, es zu hoffen! Umsonst sind wir nicht, aus unsern stillen Bergen hieher beschieden worden, und ich ahne, daß uns noch Wichtigeres, aber, wie eine innere Stimme mir sagt, nicht viel Gutes begegnen wird. Leb wohl!

Zweyter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 10ten Februar 1811.

Mein Loos ist gefallen, ich bin am Hofe angestellt, und mit meiner Freyheit ist es, wenigstens vor der Hand, vorbey. Doch wird es im Ganzen nicht lange währen, und ich hoffe, vielleicht noch die wilden Rosenhecken auf meinen heimischen Bergen blühen zu sehen.

Der Fürst hatte mehrmahl, und ganz ernstlich mit mir darüber gesprochen, daß er mich gern seinem Sohne zugesellen möchte, daß ich über den Gang seiner Erziehung wachen, und nicht sowohl sein Oberhofmeister als sein älterer Freund seyn sollte, dessen Umgang und unwillkührliche Einwirkung ihn im Guten festhalten, und zum Besseren leiten könnten. Mein Entschluß war, wie ich Dir früher gemeldet habe, vor-

längst gefaßt. Ich hatte gemeinschaftlich mit Leonoren Alles, was sich dafür und dawider sagen ließ, reif überdacht, und — Dir kann ich es sagen — die stille Fassung, mit welcher die Gute, Holde, sich bereit fand, ein ihr gewiß unerfreuliches Schicksal auf sich zu nehmen, hatte wohl das größte Gewicht in die verneinende Schale gelegt. In dieser Ansicht war es mein fester Wille, den wiederhohlten Antrag des Fürsten mit Ehrerbiethung auszuschlagen, und so meine Unabhängigkeit und Leonorens Zufriedenheit zu behaupten. Meine Antwort war dieser Ansicht gemäß. Aber ich sollte nicht so leicht wegkommen. Manches, was er mir sagte, würde, wenn ich es Dir wiederhohlte, wie Prahlerey klingen; doch kann ich nicht läugnen, daß es mich freute, ohne meinen Entschluß wankend zu machen. Als ich aber Alles angeführt zu haben glaubte, was den Fürsten bewegen könnte, von seinen Gedanken abzustehen, meine Ungewohntheit, am Hofe zu leben, die mir nur überall Widerspruch und Feindschaft zuziehen würde, meine Liebe zur Stille, und zu meiner Familie, von der ich mich nun einmahl, wenn auch nur durch eine abgesonderte Wohnung, zu trennen nicht im Stande sey, und als ich in dieser Hinsicht an

des Fürsten eigenes Herz appellirte, der als Vater und Gemahl im Kreise der Seinen glücklich ist, da wurde er nachsinnend. Er entließ mich, nicht ungnädig, aber in Gedanken, und befahl mir, am andern Tage um dieselbe Stunde wieder zu kommen. Ich kam, und fand ihn heiterer, als ich ihn verlassen hatte. Nach einer kurzen Einleitung kündigte er mir an, daß er ein Mittel gefunden habe, unsere beyderseitigen Wünsche zu erreichen. Ich sollte nähmlich nicht auf immer, sondern nur bis im Sommer, wo Graf Helfenstein, dem allein er nächst mir das Herz seines Sohnes anvertrauen möchte, von seinem Gesandtschaftsposten zurückgekehrt seyn würde, Oberhofmeister bey dem Erbprinzen seyn, sammt meiner Familie im Schlosse wohnen, und überdieß, da er doch wünschte, daß ich bey meinem Zögling schliefe, noch die Erlaubniß haben, meinen Adolph, der um ein Paar Jahre jünger ist, mit uns wohnen, und soviel es thunlich wäre, an allen Unterrichts- und Spielstunden des Prinzen Antheil nehmen zu lassen. Das, so endigte er seine Rede, das kann ich als ein Opfer für meine Wünsche, und das Wohl meines Kindes von ihnen als Edelmann und guten Unterthan fordern, und fordre es auch.

Hier war nun nichts weiter zu sagen. Ich ergab mich mit so gutem Anschein als möglich, und mußte gleich in der nächsten Woche mein Amt übernehmen. Der Prinz ist ein schöner hoffnungsvoller Knabe, in dessen Seele große Anlagen bey einer offenen herzlichen Gemüthsart liegen. Man hat uns ein sehr schönes, nur zu prächtiges Apartement im Schlosse eingeräumt. Meine Zeit ist zwischen meinem Zögling und meiner Familie getheilt, der ich mich nun freylich, so wie meinen Geschäften, nicht mehr so ganz froh und ungehindert hingeben darf. Aber der Gedanke an meine neue Pflicht, an das Gute, das ich vielleicht stiften kann, endlich an die Unausweichbarkeit des Schrittes muß mich erheben, und so viel möglich entschädigen. Doch habe ich den Titel eines Oberhofmeisters, der mit zu vielen Ansprüchen und also auch mit zu vielem Neide von Andern verbunden ist, gehorsamst verbethen, und heiße der erste Kammerherr des Erbprinzen. Ich wohne und schlafe mit ihm. Adolph liegt im anstossendem Kabinett. Die Knaben fangen an, sich aneinander zu schließen, mein Zögling, so scheu und mißtrauend er auch in den ersten Tagen mit dem neuen Aufseher umging, gewinnt mich lieb, der Fürst und die

Seinigen behandeln uns mit mehr als Gnade, ich kann sagen, mit Freundschaft, und Alles am Hofe bückt sich vor mir, sucht mir zu schmeicheln, und meine Gunst, die man für sehr wichtig hält, zu erringen. Dieß letztere ekelt mich an; denn ich weiß, wie ich es zu nehmen habe.

Leonore beträgt sich wie überall, so auch in ihren neuen Verhältnissen, unvergleichlich. Ungemein schön weiß sie den Mittelweg zwischen dem Stolz, mit dem Andere ungewohnte Würden behaupten, und einer an ihrem jetzigen Platze nicht mehr geziemenden Unterordnung zu gehen, wenn sie öfter, als es ihr lieb ist, in den Cirkeln der Fürstinn, und des ersten Adels erscheinen muß.

Es ist wohl noch eine Ursache, die ihr dieses Erscheinen unangenehm macht. Rosalie hat, ich weiß nicht auf welchem Wege, Mittel gefunden, sich bey Hofe vorstellen zu lassen. Ihr eigenes Herkommen berechtigt sie nicht dazu; doch ist die Geburt ihres zweyten und ihres gegenwärtigen Mannes wohl darnach, daß sie auf diese Auszeichnung Anspruch machen kann. Wer ihr erster gewesen, verbirgt sie noch immer mit einer Art von ängstlicher Scheu, und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß ihr zu warmes, argloses Herz sie vielleicht zu einer Thorheit hingerissen,

und dieser erste so sorgfältig verläugnete Gemahl von der Art gewesen ist, daß sie sich seiner schämen müßte, wenn man ihn kennte. Wie dem immer seyn mag, sie geht nach Hof, erscheint in den ersten Gesellschaften, und Leonore begegnet ihr hier oft. Das kann im Grunde Beyden nicht lieb seyn, obschon eigentlich keine mehr etwas von der Andern zu fürchten hat. Zwischen Rosalien und mir ist Alles abgethan, und kein Rückfall zu besorgen. Auch beträgt sie sich ganz darnach, und zwar mit einer Sicherheit und Ruhe, die ich in diesem heißen, von Liebe so sehr beherrschten Wesen nicht vermuthet hätte. Aus ihrem Betragen gegen mich spricht nicht Kälte, oder Trotz, sondern die vollkommenste Gleichgültigkeit, die ihr die Macht gibt, ganz unbefangen mit mir zu seyn. Es ist gut, daß es so ist; denn es erleichtert mir meine Rolle gegen sie, die sonst nach dem, was in Sarning zwischen uns vorgefallen, jetzt, wo die Umstände uns einander so oft entgegen führen, für mich sehr schwer, und für sie peinlich seyn müßte. Aber daß sie das Alles so geschwind überwunden hat, daß eine solche Liebe so schnell verglühen, und nicht dem Hasse, sondern der vollkommensten Unbefangenheit Platz machen konnte, das

fasse ich nicht. Oder war es nicht Liebe? War es Phantasie, Laune, die gerade in dem Augenblick, wo sie in dem beweglichen Gemüthe aufblitzte, und ich vom Zufall geführt ihr in den Weg kam, ihre Blicke auf mich richtete? Ich kann nicht läugnen, daß mich hier das erste Zusammentreffen mit ihr, obwohl ich darauf vorbereitet war, etwas erschütterte, und auch in Leonorens Gemüth, ich sah es deutlich, ging eine heftige Bewegung vor. Nur sie, die Urheberinn aller dieser Verwirrungen, behauptete ihre völlige Ruhe, und behandelte Leonoren und mich ganz gleich, wie angenehme alte Bekannte, die man nach einiger Zeit der Trennung unvermuthet an einem andern Orte wiederfindet.

Vorgestern war Ball bey Hofe. Rosalie kam spät, aber so schön glaube ich sie nie gesehen zu haben. Pracht, Geschmack und Phantasie hatten ihre Toilette geleitet. Ich stand an der Thüre, als sie eintrat. Ihr erster Blick fiel auf mich, das fröhlich geöffnete Auge verweilte unbefangen auf dem meinigen, sie sagte mir einige Worte. Dann nahm sie der Kreis ihrer Verehrer in die Mitte, und sie war nicht mehr zugänglich. In **bad hatte ich hundertmahl die Äußerung von ihr gehört, daß sie durchaus nicht tanzen

dürfe, weil es ihrer Gesundheit höchst nachtheilig wäre, und daß ihr diese Entbehrung kein Opfer koste, da sie den Tanz nicht liebe. Hier tanzt sie, tanzt mit Leidenschaft, und wie eine Grazie!

Denke Dir meine Verwunderung, als ein Geflüster, ein Hinweisen der Nebenstehenden auf einen fernen Punct auch meine Blicke nach jener Seite richtete, und ich Rosalien am Arme des jungen und schönen Grafen Milota die Reihen der Ecossaise herabschweben sah! Alles stand bewundernd um sie, und das Gedränge ward noch größer in ihrer Nähe, da jeder nach diesem Tanze mit ihrer Hand zum nächsten beglückt zu werden wünschte. Auch mich wandelte eine Lust an, sie aufzufordern. Ich hätte sehr gern erfahren mögen, ob sie wohl mir einen Tanz zusagen, und, von meinem Arm umschlungen, auch in der Nähe meines schlagenden Herzens diese unbegreifliche, und wahrhaft ungeheure Ruhe behauptet haben würde. Ein Blick auf Leonoren schlug die flüchtige Aufwallung nieder. Ich blieb stehen, und sah zu. Die jungen Laffen trieben das Getändel mit ihr bis zum Lächerlichen. Die alten Gecken, deren Reihen der Hofmarschall anführt, waren noch ekelhafter. Das Alles nahm mich

nicht Wunder. Daß aber sie, deren Gemüth etwas besseres kennt und selbst schaffen kann, sich an diesem schaalen Geschwätz ergötzen, in diesen Zerstreuungen Vergnügen finden, und nun auf einmahl ein Geräusch, das, wie sie sonst hundertmahl sagte, betäubend auf sie wirkte, mit Lust aufsuchen mag, das kann ich nicht begreifen.

Ich habe darüber oft nachgesonnen, und auch mit Leonoren, der ich aus keiner meiner Empfindungen ein Geheimniß zu machen gelobt habe, darüber gesprochen. Es kann nicht anders seyn. Ich muß geirrt, und meine verführte Phantasie muß mich ein ganz anderes Bild von ihr haben auffassen lassen, als ihr wirkliches Seyn darstellt. Es war ein Irrthum. Ich habe ihn gebüßt. Jetzt erscheint Rosalie in ihrer wahren Gestalt, und der Zauber ist ganz vernichtet. Leb recht wohl!

Dritter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 14ten Februar 1811.
Nachts um 3 Uhr.

Ich komme vom Hofball nach Hause. Da liegen meine Diamanten, und schimmern im Schein der Kerzen, die den einsamen Schreibtisch beleuchten. Dort hängt über dem Stuhl das reichgestickte Kleid, dessen Schimmer in dieser Nacht manchen Anzug verdunkelte, der, weh mir! ein glücklicheres Herz bedeckte. Alle Herrlichkeit, aller Glanz umgibt mich noch, in meinen Ohren klingt die rauschende Musik, vor meinen Augen wirbeln noch die bunten Gestalten, und ich bin allein, verlassen, und elend! Ich werfe mich an den Tisch, um nach einigen Stunden folternder Fröhlichkeit dieß Herz, in dem so wüste Stürme toben, in einem Brief an Dich zu erleichtern.

Die Rolle, die ich auf deinen Rath spiele, wird mir von Tag zu Tag peinlicher, ja bald unerträglich, und ich sehe nicht ein, ob und wann sie mich an mein Ziel führen wird.

Ich sehe ihn beynahe täglich in allem Zauber seiner Schönheit, seines Edelsinns, und seines Ruhms. Des Fürsten Liebe ruhet auf ihm, die Höflinge schmiegen sich vor ihm, und die Blicke der Frauen drehen sich nach ihm. Er bleibt einfach, gerade, und scheint nur Sinn für seine neuen Pflichten, nur Aufmerksamkeit für Leonoren zu haben. Ich, die das Alles veranlaßt, die ihn in diesen Zauberkreis gezogen, und ihm die Gunst des Fürsten verschafft hat, ich, die ihm überall erscheint, werde nicht bemerkt.

Alles Andere drängt und bemüht sich um mich. Im Sonnenschimmer meiner Blicke, nach Einem derselben geizend, beglückt, wenn ein freundliches Lächeln sie trifft, oder ein kleiner Vorzug vor Andern ihnen zu Theil wird, umschwirrt mich eine bunte Menge. Ich überwinde meine innerste Natur, ich erscheine bey Hofe, ich habe gethan, was ich vielleicht nicht sollte, um diesen Zutritt zu erlangen — denn die Verläumdung war auch hier gegen mich geschäftig und die Etikette, so wie die Rücksicht auf adelige Ge-

burt ist hier streng — ich biethe Alles auf, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, ich decke meine Brust mit einem dreyfachen Schild scheinbarer Gleichgültigkeit, weil Du mir riethest, auch diese letzte, und meist unfehlbare Waffe gegen den männlichen Stolz zu versuchen, und was habe ich bisher gewonnen?

O Fahrnau! Fahrnau! Wie gelange ich an dieß schöne, ruhige Herz? Durch welche Kunst werfe ich einen Funken der Gluth, die mich verzehrt, in deine Seele, die noch vor nicht langer Zeit so innig mit mir zu fühlen, mich ganz zu verstehen und zärtlich zu bedauern schien? Ist es möglich? Ist diese hohe Gestalt, die in der Mitte der Höflinge steht, kaum nach den bunten Reihen sieht, die sich in mannigfachen Wendungen vor ihr entfalten, und wenn ich an ihr vorbeytanze, mich freundlich aber kalt begrüßt, noch derselbe Fahrnau, dessen Seele der meinigen in jeder leisen Ahnung entgegen kam, dem ich vertraute wie einem Bruder, der mein ganzes dunkles Geschick kennt, der mich theilnehmend tröstete, dessen Anblick, dessen Stimme einst hinreichte, Trübsinn, Sorge, ja körperliches Leiden von mir zu scheuchen?

Und was soll ich thun? Soll ich ihm wieder

in all meiner unverhehlten Liebe entgegengehen, wie in seinen heimischen Gebirgen, und ihn unerbittlich und schroff finden, wie die Felsen jener Gegend? Nein! Das darf durchaus nicht seyn! Es wäre eben so erniedrigend als zwecklos. — Aber was soll ich thun?

Jedesmahl, wenn sich eine Gelegenheit darbiethet, wo ich, von Glanz und Huldigungen umgeben, vor ihm auftreten kann, regen sich die Schwingen oft getäuschter Hoffnung in meinem Herzen. Heute, flüstern lockende Zauberstimmen in meinem Inneren, heute gelingt es dir vielleicht! Er kann dich nicht ganz vergessen haben! Er kann nicht so kalt gegen dich seyn, als er scheint! Ich folge dem Ruf, ich zeige mich, ach das wunde Herz mit Diamanten bedeckt, die ihm ihre Härte und Kälte leihen, und Perlen auf der Brust, auf der lieber meine Thränen um ihn liegen sollten! Er sieht mich, folgt mir wohl auch mit seinen Blicken, ich glaube eine geheime Regung, die sich zu verrathen fürchtet, in seinen Zügen zu lesen, und eine leise Dämmerung jenes vollen Tages zu bemerken, der mich einst so glücklich machte, mein Herz öffnet sich, tausend süße Hoffnungen ziehen in dasselbe ein, und plötzlich stürzt vor einem eisigen Blicke oder Wort,

vor einer Vernachläßigung, die nur aus der vollkommensten Gleichgültigkeit entstehen kann, das ganze Lichtgebäude meiner Seligkeit zusammen!

Lange, liebe Bertha, halte ich diesen aufreibenden Kampf nicht aus. Wenn es wirklich so ist, wenn ich ganz vergessen bin, dann — o ich habe Muth genug, ein Daseyn, das das Schicksal mir zum Hohn gab, und um das ich ja nicht gebethen habe, abzuwerfen, wenn ich keinen Zweck, als Elend, vor mir sehe!

Vierter Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

*ach den 1ten März 1811.

Seit zwey Monathen bin ich in Europa, und seit vierzehn Tagen in meinem ehemahligen Vaterlande. Zwar ist es derselbe Boden, der mich gebar, es sind noch diese Straßen, diese Häuser, zwischen denen ich in meiner Kindheit wandelte, und es begegnet mir noch hier und dort ein altbekanntes Gesicht, von dem ich nicht immer recht weiß, wohin ich es reihen soll, das aber auf einmahl eine ganze Welt alter Erinnerungen aus der Tiefe der Vergangenheit emporträgt, und mich halb schmerzlich, halb süß jener Zeiten mahnt, die nimmer wiederkehren; dennoch kann ich dieses Land, seit es seinen Beherrscher, und zum Theil auch seine Sitten verändert hat, nicht mehr so recht für mein Vaterland erkennen. O Herrmann!

Was ist geschehen, seit ich es verließ, um Heilung oder wenigstens Betäubung tiefer Schmerzen in weiter Ferne zu suchen!

Ich war in Smyrna auf der Rückkehr aus so mancher Irre, in welcher mein zerstörtes Gemüth mich herumgetrieben hatte. Vier Jahre waren seit dem Wendepunct meines irdischen Glückes mildernd hingezogen. Ich hoffte den Anblick der Heimath und der gewohnten Umgebungen schmerzloser aushalten zu können, und in alten Verhältnissen, unter Jugendfreunden, ein ruhiges Dämmerleben zu führen. Da traf mich die Nachricht von den Unfällen meines Vaterlandes, und von der grauenvollen Umwälzung, die seine politische Lage ganz geändert hatte. Wir waren abgerissen von dem väterlichen Stamm, um den die verschiedenartigen Zweige sich bisher brüderlich gereiht hatten, und eine Französische Provinz geworden.

Diese Nachricht, indem sie gewaltsam auch die letzten Fäden sprengte, mit denen mein Herz noch an der heimischen Erde hielt, bestimmte mich, vorerst zu bleiben, wo ich war, und dann die nächste Zeit Untersuchungen auf der Ebene von Troja und in den Ruinen Carthago's zu widmen. — Vergangenheit! Deine düsteren

Schatten sind es, dein geheimnißvolles Dunkel, in denen dem Unglücklichen am wohlsten ist! Alles, was uns erfreut, vergehet. Wir sehen der schwindenden Täuschung nach, und wissen nicht, ob wir uns mehr betrüben sollen, daß der schöne Traum entflohen ist, oder daß all unser Glück nur ein Traum war?

Selbst Ruine dessen, was ich einst gewesen, über den Ocean hinüberblickend auf mein Vaterland, das zerrissen, blutend, in Trümmern lag, auf den Welttheil, in welchem eine gewaltige Aufgährung alle alten Einrichtungen zerstört, und der Zeit eine neue Gestalt gegeben hatte, fremd in diesen neuen politischen Verhältnissen, ohne ein theures Band, das mich in jene Fernen zog, ohne Einen Menschen, Dich ausgenommen, der auf dem ganzen weiten Flächenraume Liebe oder Theilnahme für mich hatte — was sollte ich zu Hause thun? Was mit dem Erbtheil meiner Väter geschehen seyn mochte, war mir unbekannt. Vielleicht hatte es in Abwesenheit des Besitzers irgend ein Französischer General sich zugeeignet; vielleicht waren die Baarschaft und die Wechsel, die ich bey mir trug, Alles, was ich von meinem Vermögen noch mein nennen könne! Der Gedanke schlug mich wohl nicht nieder; denn der,

welcher die Bestimmung seines Lebens verfehlt, dem man Alles, sogar sein Vaterland geraubt hatte, konnte seine kleine Habe ohne Bedauern dem Übrigen in das große Grab nachwerfen.

Unter solchen Betrachtungen bildete sich denn mit Liebe und Begierde der Gedanke in mir aus, die Ruinen der großen Vergangenheit zu besuchen. Auf den Ebenen, wo einst weltberühmte Städte gestanden sind, wo Schlachten gekämpft wurden, deren Getöse noch bis zu uns herüber hallt, wo Blut geflossen ist, dessen Tropfen die Geschichte aufbewahrt, wo Menschen mit allen ihren Schmerzen und Streben litten, stritten, fielen, und nun Jahrtausende darüber hingegangen sind, so daß kaum eine Spur jener großen Umwälzungen sichtbar bleibt, und das Zerstörte wie die Zerstörer, das Umgewandelte und das auf seinen Trümmern Errichtete, Alles, Alles dahin ist — da, hoffte ich, sollte mir leichter werden, und es war so. Mein eigenes Unglück verschwand vor den Riesenbildern gesunkener Nationen. Ich sah die Gattinn Hasdrubals mit ihren Kindern auf den brennenden Trümmern der Burg von Carthago stehen, und den Lorbern des siegenden Römers, dessen Treulosigkeit allein ihm das Übergewicht über ihr, im Falle mehr

als im Glücke großes Volk gesichert hatte, durch ihren Heldentod ein unauslöschliches Brandmahl aufdrücken, ich sah Flammen, Blut, Rauch und Mord die Straßen der einst herrlichen Stadt durchtoben, ein Staat war vor meinen Augen verschwunden, und seine Spur vertilgt.

Was gilt ein Einzelner vor diesen Gedanken? — So legte ich das Opfer meines zerstörten Glücks auf den Brandaltar so vieler gesunkenen Tausenden, und schiffte mich mit stilleren Herzensschlägen nach Neapel ein.

In Rom fand ich wieder Briefe. Man meldete mir, daß zwar meine Häuser in ** ach und meine beyden Landgüter durch Einquartirungen und Requisitionen sehr heruntergebracht, aber doch noch mein Eigenthum wären, indem man auf die gesetzliche Erkundigung, daß ich vor mehr als fünf Jahren mitten im Frieden aus ganz anderen Ursachen abgereist, und also nicht vor den Feinden geflohen war, meine Ansprüche anerkannt, meine Verwalter in ihren Verrichtungen bestätigt, und überhaupt außer jenen Forderungen sich weiter nichts erlaubt hatte. Zugleich rieth man mir aber, auf meine Rückkehr zu denken, um durch persönliche Gegenwart das Meinige vor möglichen Eingriffen zu schützen.

Die Richtigkeit dieses Rathes leuchtete mir ein. Doch hatte ich nicht Lust, das schöne Italien allzuschnell zu durchfliegen. Bequem reisete ich daher durch Florenz, Pisa und Meiland, hohlte nach, was ich auf der ersten Reise versäumt, oder was die damahlige Verstimmung meines Inneren mich nicht recht hatte erkennen lassen, und langte so endlich hier an, wo meine zurückgelassenen Leute mich jubelnd empfingen, indeß wehmüthige Erinnerungen wie Pfeile durch meine Seele drangen.

Nach Fallowetz bin ich noch nicht gekommen, und will es auch nicht sehen. Dieser Schauplatz, zuerst meines vollen Glückes, und dann der grausamsten Enttäuschung, ist mir verhaßt. Wäre er kein Fideicommiß, ich hätte Dich längst gebethen, ihn in meiner Abwesenheit zu veräußern. So aber darf ich das nicht, und da mag denn das Gut bleiben, wie es ist. Ich will es redlich verwalten, um es einst, wenn auch lachenden Erben, in möglichst gutem Stand, wie ich es von meinen Vätern überkam, zu hinterlassen. Das bin ich meinem Hause schuldig, es ist die Pflicht des Stammhalters und Familienhaupts.

Es kommt mir oft beynahe lächerlich vor, wenn ich mich in dieser Eigenschaft denke, mich,

den Vereinzelten, nicht Vermählten, nicht Verwitweten, den Kinderlosen, von allen Hoffnungen Abgeschnittenen, der nur thätig für Fremde, und nur mit Geschäften beladen ist, die ihn und seine Zukunft nichts mehr angehen. Fünf Jahre in anderen Himmelsstrichen, auf wechselnden Reisen, hatten einen wohlthätigen Schleyer über die Vergangenheit gedeckt, und außer der Heimath, fern von Verwandten und häuslichen Verhältnissen, war mir diese meine hoffnungslose Vereinzelung auch minder schmerzlich erschienen. Hier wacht Alles bitter wieder auf. Nicht als ob ich ihren Verlust betrauerte — diese Liebe ist längst gestorben, ich erkenne deutlich, daß jenes Gemüth nie gemacht war, in häuslichen festen Banden glücklich zu seyn und glücklich zu machen, ja ich glaube mit Sicherheit sagen zu können, daß sie beydes gar nie werden wird — aber daß die Hoffnung auf Erdenglück, die ich in der Verbindung mit ihr voraussah, ganz und gar nicht erfüllt ist, daß ich durch ihre Religion, die ihr erlaubte, sich von mir zu scheiden, und einem Andern ihre Hand zu geben, indeß die meinige ewig gebunden ist, um alle meine Freuden betrogen bin, das steht hier unter den alten Umgebungen wieder leben=

diger vor meinen Augen, und macht, was durch die Wirklichkeit ohnedieß nicht erfreulich ist, den Druck einer fremden Oberherrschaft, das Ungefüge ungewohnter Formen, den täglichen Anblick unserer Dränger, durch die Erinnerung noch unerträglicher.

Ich werde schwerlich lange in **ach bleiben; aber du hörst auf jeden Fall von mir, ehe ich die Gegend verlasse. Schreibe mir bald, lieber Hermann, und besonders recht viel von Deinen Angelegenheiten! Auch Du trägst ja seit Jahren eine Wunde in der ungeheilten Brust, denn Du gehörst auch zu den besseren Herzen! — —

Das war eine Bitterkeit gegen die Vorsicht, und eine Lüge zugleich! Ich nehme sie zurück. Mein Unglück, das Unglück so manches guten Menschen darf mich niemahls verleiten, allgemeine Schlüsse zu machen, die eben so ungerecht als übereilt wären. Nein! Die Vorsicht ist gütig, sie gibt uns viele Freuden; aber in des Menschen verkehrtem Herzen liegt das Gift, das sie zerstört. Der Mensch ist der Teufel des Menschen, und wir sind es allein, die das Paradies verscherzten. Auch mein Schicksal war meine Wahl, nicht Fügung des Himmels, der mir durch den Willen liebender Ältern ein ganz an-

deres Loos bestimmt hatte. Ich griff vorwitzig in die Fäden des Geschicks, riß und zerriß, knüpfte neue nach eigener Lust, und trage nun die Schuld meiner Bethörung.

Ich darf nicht murren, und ich will es nicht. Doch mag jene Verirrung stehen bleiben, und Dir zeigen, wie schwach noch das Herz Deines Freundes ist, der doch zuweilen wähnt, die Welt und sich selbst besiegt zu haben.

Noch einmahl, lieber Hermann! Vergiß nicht, mir ein getreues Bild Deiner Lage, Deiner Hoffnungen zu machen! Ich lebe nur noch in anderen Menschen, und Du bist meinem Herzen der Theuerste!

Fünfter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 2ten März 1811.

Ist es möglich, daß in einer menschlichen Brust ein so gäher Wandel aller Gefühle vorgehen, und ein Gegenstand, den zu besitzen wir vor Kurzem alle Schätze der Welt gegeben hätten, uns auf einmahl so ganz und gar gleichgültig werden kann, daß wir ihn, selbst nicht durch die Erinnerung an unsere vorigen Empfindungen, unter andern unbedeutenden unterscheiden können? Ich habe eine solche Veränderung bisher für unmöglich gehalten. Dennoch ist sie, und ich empfinde ihre unbegreiflichen Wirkungen.

Rosalie hat mich so ganz vergessen, daß gar keine Beziehung, auch nicht die lebendigste, nächste, auf das, was einst zwischen uns lebte, nur eine flüchtige Aufwallung in ihr er-

regt. Sie könnte, glaube ich, wenn es ihr einfiele, unsere Verhältnisse in **bad, und was in Sarning geschehen, einmahl zu einem Schauspiel verarbeiten, mit mir darin auftreten, und eiskalt dabey bleiben.

Mir ist es, obwohl mein Wille fest, und mein Streben gewiß ernst ist, noch nicht so gut geworden, den Gegenstand einer unglücklichen Neigung ohne innere Bewegung sehen zu können. So oft ich sie erblicke, zuckt eine unfreywillige Regung durch mein Innerstes, und ihre rührende Gestalt, der Wohllaut ihrer Stimme, vor Allem aber der Zauber ihrer Sprache, die der Ausdruck eines edlen gebildeten Geistes ist, verfehlen, wie sie kein Herz ungerührt lassen, auch jenes nie ganz, das einst, das noch vor Kurzem so heftig davon war angesprochen worden.

Ich weiß, was ich Leonoren und mir selbst schuldig bin, aber ich habe Herz und Sinne, und eine unselige Nothwendigkeit, die mich in die Kreise gebannt hat, in denen sie unablässig vor mir schwebt, reißt mich wider meinen Willen täglich in die Gefahr.

Je mehr ich mir aber der zwar erstickten, aber noch glimmenden Flamme in meiner Brust bewußt bin, desto unbegreiflicher ist es mir, wie

sie allein so stark, so eisig kalt zu seyn, und in kühnem Trotze auf diese Kälte mit den vergifteten Pfeilen zu spielen vermag, die jeden Augenblick ihr oder mein Herz durchbohren, und mit langen, unheilbaren Schmerzen durchdringen können. Laß Dir erzählen, was vor zwey Tagen geschehen ist!

Die Fürstinn hatte von der neuen gesellschaftlichen Unterhaltung, die jetzt in der eleganten Welt an der Tagesordnung ist — von den Tableaux reden hören. Es ist eine Art von tändelnder Huldigung, die man den Künsten zu machen scheint, um sich mit ihnen abzufinden, während man die Künstler darben läßt, und die Kunstwerke, die man nur in flüchtigen Momenten aufhascht, weiter keiner Achtung mehr würdigt, — eigentlich bloß ein Mittel, Zeit und Geld los zu werden, und so durch das Eigene dieser Unterhaltung, wo die Zurüstungen und der Aufwand von vielen Tagen in einem flüchtigen Augenblick verpraßt werden, ein wahres Zeichen der Zeit!

Ich habe an Leonorens Staffeley, und durch ihren richtigen Geschmack, den Werth der Gemählde und der Künstler einigermassen beurtheilen gelernt. So kommt jenes Treiben mir vollends nichtig vor; und als bey Hofe das Project

entworfen ward, den Geburtstag der Fürstinn mit vier solchen Darstellungen zu feyern, war ich aus mehr als einer Ursache entschlossen, keine Rolle anzunehmen. Auch Leonore entschuldigte sich, und nur, als man ernstlich in sie drang, ergab sie sich zum Schein. Daß Rosalie vor Allen gewählt wurde, einige Rollen zu übernehmen, versteht sich. Schon waren mehrere Proben gehalten, als Leonore, wie sie sich es früher vorgenommen hatte, nicht wohl ward. Auch fand man, daß Graf Milota, der in dem dritten Gemählde, die Reinigung Mariä von Guido Reni, die Rolle des Hohenpriesters darzustellen hatte, nicht sogleich wieder in dem letzten Tableau, Theseus, wie er Ariadnen verläßt, erscheinen könnte, weil — Gott weiß was für Toiletten- und Drapperie-Ursachen die schnelle Umkleidung unmöglich machten, und daß also Jemand anders den Theseus übernehmen müsse. Ich wurde vorgeschlagen. Die Fürstinn, die allen Proben beywohnte, und mit der den Großen der Erde eigenen Ungeduld diese Störung ihres Vergnügens ertrug, sandte sogleich zu mir. Ich mußte meinen Zögling mitten in einer Lehrstunde, bey welcher ich sonst gegenwärtig zu seyn pflege, verlassen. Zugleich ver-

nahm ich, daß Rosalie die Ariadne vorstellen würde, und das Peinliche dieser Stellung vermehrte die Unlust noch mehr, mit der ich mich dem Befehle der Fürstinn fügte.

Ich erzählte Leonoren sogleich, was vorgefallen war. Ich bath sie ihren Widerwillen zu überwinden, zu sagen, daß ihr besser sey, und ihre Rolle zu behalten. Sie schien gereizt. Doch überwand sie diese Aufwallung, bestand aber fest auf ihrem Sinn, nun und nimmer bey der Vorstellung zu erscheinen. Ich verließ sie verstimmt, und war es selbst nicht minder.

Am andern Tage mußte ich bey der Probe erscheinen. Anzug und Stellung wurden versucht, und alles recht gefunden. Rosalie blieb in ihren Kleidern. Auch gab sie Stellung und Ausdruck nur nachläßig an; denn sie hatte, wie es hieß, schon mit Milota alles einstudirt. Gegen mich betrug sie sich freundlich, kalt, und spielte sogar, freventlich möchte ich sagen, mit Erinnerungen, die sich ihr in meiner Gegenwart aufdringen mußten.

Vorgestern endlich hatte die Aufführung Statt. Die zwey ersten Tableaux hatten nichts Bedeutendes. Beym dritten zeigten sich Rosaliens zarte Gestalt und die Kunst ihres Mienen-

spiels auf eine höchst anziehende Weise. Sie war ganz die in sich selbst hineingeschmiegte, holde, demüthige Jungfrau, deren himmlisches Urbild dem Künstler vorgeschwebt haben mochte, wie sie im enganschließenden, rothen Gewande, jungfräulich verschämt, und ganz in Andacht versunken, mit gefalteten Händchen an dem Bethpult knieete, während Milota als Hoherpriester, trefflich costümirt, den göttlichen Erstgebornen, den sie dem Gesetz nach opfern mußte, auf seinen Händen hielt. Mein Adolph und der Erbprinz gaben mit viel jugendlicher Lebhaftigkeit und Wahrheit die beyden Knaben mit dem Leuchter und den Täubchen, dem Opfer der heiligen Jungfrau. Der Vorhang rollt zum drittenmahl herab, und mich überfiel ein unheimliches Gefühl; denn jetzt galt es jene Ariadne.

Der Hintergrund des Gemähldes war ein Meeresufer, das einige Felsen mahlerisch und wild gruppirten. Ganz weiß gekleidet, das reiche Haar um die halbentblößten Schultern zerstreut, knieend vorgebeugt, in unendlich reizender Stellung, das große, wirklich von Thränen feuchte Auge auf mich geheftet, lag sie vor mir, und der leidenschaftliche Ausdruck ihres Gesichts, die bittende Stellung, endlich der Sinn des Bildes,

Alles rief mir mit ungeheurer Gewalt jene letzten Stunden in Sarning zurück. Mein ganzes Innerstes war in Aufruhr. Ich mußte mir gegenwärtig halten, wo ich war, und daß Alles nur ein Spiel sey, um nicht an das Daseyn einer Empfindung zu glauben, die mein Herz aufs heftigste bewegt haben würde. Das Bild erhielt rauschenden Beyfall, und man ließ uns unsere Stellung nicht so bald, wie bey den drey ersten, verlassen.

Endlich sank zu meiner Freude der Vorhang, und ich verließ meinen Platz am Schiffe, in das Theseus, von seinen Gefährten ermahnt, einzusteigen im Begriffe ist. Rosalie erhob sich gleichfalls. Sie schien ganz erschöpft. Ich trat hinzu, sie zu unterstützen. Dasselbe that in eben dem Augenblick der Hofmarschall, ihr erklärter Verehrer. Sie dankte mir freundlich, und reichte dem Hofmarschall ihre Hand. Das vermochte Rosalie nach dem, was ihr Gesicht eine Minute vorher ausgedrückt hatte, nach dem, was vor zwey Monathen noch sich wirklich in ihrer Brust bewegte! O Weiber! Weiber! Wer möchte nicht sicherer auf Sand am Meeresufer bauen, als auf Euch!

Und auch Leonore! Es war mir unaussprech-

lich ärgerlich und sogar beleidigend, daß sie so bestimmt, so gewaltsam könnte ich sagen, diese Vorstellungen vermieden hatte. Ich hatte auf ihre milde, begütigende Gegenwart gerechnet. Oder fürchtete sie etwa eine Scene? Glaubte sie, Rosalie würde consequenter, und ich schwächer seyn, als wir Beyde es nicht sind?

Sonst ist mein Leben ziemlich angenehm. Der Fürst achtet mich. Mein Zögling nähert sich immer mehr meinem Herzen. Ich sehe gute Keime sich entfalten, deren Früchte mein Vaterland einst genießen wird; und wenn ich mir dann sagen kann, daß ich sie auch nur zum Theil gepflanzt habe, so soll mich das Opfer nicht reuen, das ich gebracht habe. Leb wohl!

Sechster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Aus dem fürstlichen Pallast den 8ten März 1811.

Bisher haben meine Briefe, liebste Schwester, Dir die unbedeutenden Vorfälle des Tages gemeldet, oder nur von Sorgen für die Zukunft, und von schönen Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit gesprochen. Bald werden sie Dir die Schmerzen der Gegenwart zu melden haben. Ich sehe genau, wie Alles kommt, wohin es führen wird, und wohin man es haben wollte, als man uns in die Stadt lockte. Andere bemerken es nicht. Es fällt ihnen nicht ein, das für Comödie zu halten, was die schlaueste, durchdachteste von allen ist, und sie träumen von Sicherheit eben in jener Ruhe und Kälte, die zu groß ist, um natürlich zu seyn, und die deßwegen mir die ängstlichste Ahnung einflößt.

O diese Sarewsky ist eine feine Buhlerinn! Ich möchte Niemanden, selbst sie nicht, die meine bitterste Feindinn ist, ohne Grund so lieblos beurtheilen; aber die Rolle, die sie, seit wir hier am Hofe zu leben gezwungen sind, gegen Fahrnau spielt, ist, so wie die ganze Machination, die uns aus unserem stillen Landsitz gerissen, mitten in den Wirbel des Hoflebens, in ihre Gegenwart, und in all den Schimmer von Ansehen und Einfluß gebracht hat, das Werk der listigsten Coketterie. Fahrnau ist nicht mehr der unbedeutende Landedelmann, dessen guter Wille nur seinen Unterthanen wichtig, und dessen Thätigkeit höchstens dahin gerichtet war, das Erbe seiner Väter zu verbessern. Jetzt sieht der Hof, die Stadt auf ihn, die Gunst des Fürsten macht ihn Vielen werth, Vielen verhaßt, Allen bedeutend. Seine Persönlichkeit vollendet, was der Ruf von ihm sagt. Er gilt als Mann von Ansehen und als Mensch. Man bewirbt sich um ihn, man zieht ihn in alle Cirkel, zu allen Festen, die die Fürstinn sehr liebt, und sinnreich veranstaltet. Sein Ehrgeiz, der ihn früher schon in seiner militärischen Laufbahn leitete, und dessen Kränkung die Ursache seines früh genommenen Abschieds war, ist nun wieder

erwacht, er wird genährt, und auf jede Art geschmeichelt. Und während der ganze Hof und beynahe Jedermann, der mit ihm in Berührung kommt, ihm ausgezeichnete Aufmerksamkeit, ja oft Unterwürfigkeit beweist, beträgt nur das einzige Wesen, das kurz vorher in glühender Leidenschaft an ihm gehangen hatte, sich so kalt gegen ihn, als gälte er ihr nicht mehr wie jeder unbedeutende Kammerjunker, der am Courtage zwischen der großen Menge sich verliert.

Du begreifst, welchen Eindruck dieses Benehmen auf ihn machen muß, und kannst daraus auf die List und Verstellungskunst dieser Person schließen. Auch rechtfertigt der Erfolg ihre kluge Ansicht; denn schon beginnt das bestürmte Gemüth zu wanken, und die Neuheit der Waffe selbst sichert durch Überraschung den Sieg. Er war zuerst darüber erstaunt, dann gereizt. Nun ist er beleidigt. Eine Vorstellung von Tableaux, die neulich gegeben worden, war die Veranlassung dazu. Er hatte ausgeschlagen mitzuspielen, und seine Pflichten bey seinem Zögling dienten ihm zur Entschuldigung. Ich hatte keine so geltenden Gründe anzuführen. So machte ich im Anfang zum Scheine mit; aber der Entschluß, mich nicht an der Seite jenes Weibes zur Schau zu stellen,

war fest in mir. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht der Gedanke zu der ganzen Sache von ihr selbst auf eine geschickte Art in die Seele der Fürstinn geworfen worden wäre. Der Erfolg schien Anfangs ihre Berechnung zu täuschen. Fahrnau spielte nicht mit, und ich erschien bey den Proben. Sie war mißlaunig, hatte immer Krämpfe, war still, zerstreut. Der Tag der Aufführung rückte heran, und ich bekam nun, wie ich mirs vorgenommen hatte, einen sehr heftigen Schnupfen. Meine Person in dem einzigen Bild, in dem ich zu figuriren hatte, war bald ersetzt; aber als ich entfernt war, zeigte sich auf einmahl ein Hinderniß, daß derselbe Spieler nicht in zwey aufeinander folgenden Tableaux erscheinen konnte. Theseus, in dem letzten Gemählde, sollte eine schöne jugendliche Heldengestalt seyn. Man fand ungeheure Schwierigkeiten, Milota's Costüme so schnell zu ändern. Ein Anderer war nicht da, oder sollte nicht da seyn, man wußte das der Fürstinn leicht begreiflich zu machen, kurz, es wurde zum Erbprinzen hinüber geschickt, Fahrnau mußte erscheinen, das Costüme, die Stellung probiren, und die Aufführung hatte Statt.

Ich kenne dieses Gemählde eines hiesigen

Künstlers. Es ist schön gemahlt, und vorzüglich gut gedacht. Ariadne, in allem Schmerz verrathener Liebe und banger Verzweiflung, liegt im Vordergrunde, die Hände flehend gegen den Grausamen ausgestreckt, der in einer überaus schön geordneten Gruppe von seinen Gefährten halb freywillig, halb mit Gewalt auf's Schiff gezogen wird. Theseus Stellung ist meisterlich. In dem halbvorgebogenen Oberleib, in der kühnen Wendung des Halses und Kopfes gegen die Knieende, die er verlassen will, verlassen muß, und für die noch immer ein Flüstern der Liebe spricht, ist ungemein viel Leben, und das Costüme, das schon Milota's zierliche Gestalt in ein sehr vortheilhaftes Licht stellte, zeigte Ludwig wirklich wie einen Halbgott. Ich sah die Vorstellung nicht; aber er kleidete sich bey mir an, und ich gestehe Dir, daß ich Rosaliens Macht über sich selbst bewundere, die, wie ich nachher hörte, während und nach dieser Darstellung, wo Umstände und Gemüthslage so auffallend an das eigene Verhältniß erinnern mußten, ihre scheinbare Ruhe beybehielt. Das hat nun Fahrnau's mühsam erhaltenes Gleichgewicht ganz gestört. Er ist übellaunig, zerstreut. Mir hat er ziemlich bitter meinen Eigensinn, wie er es nannte,

durchaus nicht mitzuspielen, vorgeworfen; über Rosaliens Gleichgültigkeit aber äußert er sich mit einer Art von seyn sollender Zufriedenheit. Er wünscht ihr und sich Glück, daß es zwischen ihnen dahin gekommen ist; aber er kann nicht aufhören, sich gegen mich in lange Erörterungen über den Doppelsinn ihres Characters und über die Widersprüche in ihrer räthselhaften Brust zu erschöpfen. Er glaubt in dieser Offenheit den größten Beweis seiner eigenen Ruhe zu finden, und über dieß Weib nur wie über eine seltsame Erscheinung Betrachtungen anzustellen; aber die Weitläuftigkeit seiner Untersuchungen, die Bitterkeit mancher Bemerkung, ja selbst der Scharfsinn, womit das Kleinste aufgesucht wird, zeigen deutlich, daß sein Gemüth jetzt von anderen und nicht minder gefährlichen Regungen bewegt wird, ja daß, was der sich offen hingebenden Leidenschaft nicht gelungen war, weil eben diese Offenheit sein Zartgefühl beleidigte, nun der scheinbaren Kälte, o Gott! vielleicht nur zu bald gelingen wird.

Kann ich ihm das aber sagen? Kann ich ihm das gefährliche Räthsel lösen, ihm entdecken, daß, und welche Rolle dieß Weib spielt, und wie diese unbegreifliche Gleichgültigkeit nichts als

ein sehr begreiflicher Kunstgriff ist? Soll ich den Nachtwandler wecken, der auf der halsbrecherischen Höhe, wenn er noch eine Sicherheit hat, sie bloß in der Unbewußtheit finden kann?

Oder hätte ich vielleicht meinen Widerwillen gegen jede Production überhaupt, und besonders gegen jene unterdrücken sollen, wo mir in dem Gemählde Esther vor Ahasverus die Rolle der zweyten Sclavinn (Rosaliens Gefährtinn), welche die ohnmächtige Esther (Gräfinn Ida O'born) unterstützt, zu Theil ward? Ich fand etwas in meiner Brust, das sich unabläßig gegen diese Gemeinschaft sträubte, und ich entzog mich. Vielleicht würde, wenn ich meine Rolle behalten hätte, dann der Tausch zwischen Milota und Fahrnau nicht Statt gefunden haben? Vielleicht, sage ich! Vielleicht auch nicht! Und welche Lage für mich, Zeuginn jenes Gemähldes gewesen zu seyn, wo die Verlassene zu den Füssen des sich ihr aus Pflicht entziehenden Geliebten, die Buhlerinn vor den Füssen meines Gemahls, lag! Nein! Es war unmöglich!

Denke an meine Ahnungen in Rosenstein, an den verlornen Trauring! Du spottetest in

Deinem Briefe ein Bißchen über diese Bangigkeit. Ich will Dir zugeben, daß gar keine Beziehung zwischen dem zufälligen Verlust des Kleinods und Ludwigs drohender Untreue ist; aber da doch das kleinste Ereigniß sowohl Folge als Wirkung in der unendlichen Kette der Begebenheiten, und eigentlich nichts Zufall ist, könnte der Verlust des Ringes nicht eine Warnung gewesen seyn, mich entweder aufmerksamer zu machen, oder mein Gemüth in stiller Ergebung vorzubereiten?

Noch Etwas muß ich Dir melden, ehe ich diesen langen Brief schließe. Baron Lehmbach, von dem ich Dir so oft mit achtungsvoller Erwähnung geschrieben, macht eine Geschäftsreise, die ihn in euer Städtchen führt. Ich werde ihm Briefe an die Tante und Dich mitgeben. Empfangt ihn freundlich, und sucht ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen! Das wünschen Ludwig und ich; denn wir schätzen ihn beyde sehr. Er ist der Einzige beynahe von allen unsern Badebekannten, den wir mit Vorzug wieder aufgesucht und in unsern Kreis zu ziehen gestrebt haben. Er ist auch nicht glücklich. Ida O'born, die er im Bade nicht ohne Anschein von Hoffnung geliebt, behandelt ihn, seit sie in der Re-

sidenz ist, sehr — übermüthig, könnte man sagen, wenn Lehmbachs edler Stolz es bis dahin hätte kommen lassen. Sie hat jetzt große Plane. Der reiche, schöne Milota schwärmt um sie, und sie scheint seine Bewerbungen ernstlich zu nehmen, obwohl sie mir nicht ganz aufrichtig vorkommen. Es gibt einen gewissen Character zärtlicher Aufmerksamkeit und innigen Interesses, der, wie ich glaube, seinem Betragen gegen sie immer und ewig fehlt. Doch ist er sehr galant, und ihr Stolz mit diesen auffallenden Huldigungen zufrieden. Lehmbach hat sich ganz zurückgezogen. Er erscheint nur in den großen Cirkeln, wenn er muß, und ergibt sich ganz seinen Geschäften, seinen holden Kindern, und dem Umgang mit wenigen Freunden. Wie gesagt, wenn er zu Euch kömmt, begegnet ihm um unsertwillen freundlich! Leb wohl!

Siebenter Brief.

Hermann Walter an Julius von Tengenbach.

— burg, den 14ten März 1811.

Willkommen, mein Julius, im Vaterlande, und möchte die milde heimische Luft die Wunden Deines Gemüths freundlich heilen, jede schmerzende Stelle vernarben, und endlich einmahl in den Hallen Deiner Väter, wo wir jung gewesen, und uns in frohen Knabenspielen herumgetummelt hatten, Zeit und Gewohnheit den Frieden in Deine Brust zurückführen!

Du bist so gut, lieber Julius! Kaum in der Heimath angekommen, ist die erste Frage nach meinem Schicksal, meinen Wünschen. O mein Freund! Jenes ist, wohl zum Theil durch Deine Vorsorge, leidlich; diese sind, bis auf den für Dein und noch eines theuren Wesens Wohl,

alle begraben. Ich habe meine Rechnung mit der Welt, und mit meinem Herzen seit drey Jahren abgeschlossen. Mein Lebensplan ist fest bestimmt. Mein Amt, das ich vom Staate habe, und was durch Deine Geschäfte mir zufließt, reichen hin, mich meinen geringen Ansprüchen gemäß anständig zu erhalten. Besseres habe ich einst gewünscht. Es ist mir nicht geworden, und ich konnte entsagen und entbehren.

Du liebst mich, Julius, ich weiß es; auch bist Du jetzt ruhiger, und mehr mit Dir selbst einig. So höre nun die einfache Geschichte meines Lebens, in so fern es nicht mit dem Deinen zusammentraf, und besonders die meiner letzteren Jahre, während ich, durch Meere und Welttheile von Dir getrennt, weder leicht verirrten Blättern zarte Verhältnisse anvertrauen, noch auf Dein mit dem eigenen Schmerz beschäftigtes Gemüth die Last meines Kummers legen wollte!

Die schönste Zeit meines Lebens war die meiner fröhlichen Kindheit und ersten Jugend, wo ich, auf dem Schlosse Deines Vaters mit Dir erzogen, in sorgenfreyem Muthe einer schimmernden Zukunft voll nützlicher Thätigkeit entgegen sah. Wie wir uns da abmühten, und doch

so glücklich waren! Wie wir auf den freyen Bergen uns frey fühlten, und, entzündet durch die Lesung großer Alten, durch manchen schönen Traum neuerer Schriftsteller, Plane zur Beglückung der Menschheit, zur Erneuerung des Veralteten, zur Vervollkommung des ganzen Geschlechts entwarfen! Damahls lag die Welt wie in einer Knospe, Alles mögliche versprechend und gar nichts versagend, vor uns. Die Ahnung, daß es in der Wirklichkeit anders seyn könnte als in unsern Träumen, kam nicht in unsere Seelen. Brust an Brust gedrückt schwuren wir damahls auf der Spitze des Klosterbergs, wo Dein väterliches Schloß, alle Deine Besitzungen, und noch vieler andern Edlen Güter, mit Flecken, Dörfern, Hügeln und Strömen wie eine Mappe unter unsern Füssen lagen, mit reinen Willen Gutes zu wirken, und da unten so viel wahres Glück zu verbreiten, als uns möglich seyn würde. — Schöne Träume! Was ist davon in Erfüllung gegangen?

Du erinnerst Dich vielleicht noch des alten braven Justitiärs Haller. Dein Vater liebte ihn nicht. Des Greisen ungeschmeidige Außenseite widerstand dem Gutsherrn, der am Hofe, und jetzt auf seinen Besitzungen, an ein sehr zu-

vorkommendes Betragen bey seinen Untergebenen gewohnt war. Dennoch mußte er seiner strengen Tugend Gerechtigkeit widerfahren lassen, und der wackere Alte erhielt sich in seinem Amte. Seine ältere Tochter Mathilde war unsere Spielgefährtinn, ein holdes fröhliches Wesen, das Dich mit Deinen ernsten Ansichten, und mich mit meinen Pedantereyen, wie sie es nannte, unaufhörlich neckte, aber übrigens uns Beyden, und vorzüglich dem Pedanten, recht gut war. Wir liebten uns, ohne es uns je gesagt, ja ohne es kaum gedacht zu haben.

Du wurdest mit mir in die Hauptstadt unserer Provinz geschickt, um dort den höheren Unterricht, den unsere Lehrer auf dem Dorf uns nicht geben konnten, zu empfangen. Von da führten Deine Verhältnisse Dich nach fremden Universitäten, während ich im Vaterland mir die Kenntnisse zu erwerben suchte, die nöthig waren, um einst das Amt meines Vaters zu übernehmen. Der alte Haller starb. Er war zu redlich gewesen, um Vermögen zu sammeln. Dein Vater hatte ihn zu wenig geliebt, um für seine Witwe mehr, als er gerade schuldig war, zu thun. Sie sah einer trüben Zukunft entgegen, und verließ Fallowetz mit ihren drey Kindern.

Mathilde mußte Tag und Nacht arbeiten, um den Unterhalt für sich und zwey jüngere Geschwister gewinnen zu helfen, und ihre heitere Fröhlichkeit erlag dem langen Druck. Aber auch mein Vater hatte den Ort meiner Geburt verlassen. Eine Kleinigkeit entzweyte ihn mit seinem Herrn, und Beyder Character war nicht darnach, um sich über die einmahl eröffnete Kluft mit mildem Sinne wieder zu vereinigen. Er ließ sich an dem Ort nieder, wo ich studirte. Wir lebten auf einem sehr bequemen Fuß. Von Mathilden hörte ich wenig; doch lebte das Andenken der sanften Jugendgespielinn in mir, und spornte mich zu regerem Fleiß an, weil das holde Traumbild einer künftigen Vereinigung mit ihr mir vorschwebte. Indeß war Vieles geschehen. Du hattest das Familienbündniß, zu dem Du lange zuvor bestimmt warst, zerrissen, auf der Universität geheirathet, und brachtest, als dein Vater Dir sterbend verzieh, die junge schöne Frau nach Fallowetz.

Um diese Zeit fand sich eine Anstellung für mich an dem Orte, wo Mathilde lebte, und ich zog sie jeder anderen vor. Ich sah sie wieder. Sie war noch sehr hübsch, sehr gut, ja wohl noch besser, als damahls in ungeprüfter Jugend; aber

Jahre und häuslicher Kummer hatten die frischen Wangen gebleicht, und den Zauber harmlosen Frohsinns zerstört. Mir erschien sie nur desto anziehender. Wir liebten uns mit inniger treuer Liebe, und mein Plan für die Zukunft war gemacht. Zwar konnte ich damahls noch nicht daran denken, ihr meine Hand anzubiethen; aber ich durfte auf Beförderung zählen, und meines Vaters Vermögen galt für bedeutend. Eben um diese Zeit meiner stillen Hoffnungen war es, als der Himmel Deines Glückes über Dir zusammenbrach. Du vermochtest nicht unter seinen Trümmern zu leben, gingst in die weite Welt, und durch drey Jahre wußte Niemand Etwas von Deinem Aufenthalt. Ich trauerte um Dich, und schämte mich bisweilen an der Schwelle meines künftigen Glücks einer so lächelnden Zukunft entgegen zu sehen, indeß mein Freund, zu viel höheren Ansprüchen geboren, durch ein feindseliges Geschick aus seiner Bahn geworfen, unstät in fremden Regionen irrte, oder bereits ein unbekanntes Grab unter fernem Himmel gefunden hatte.

Da traf, damit uns einerley Schicksal, wie einerley Gesinnung vereinige, auch mich der schwere Schlag. Mein Vater starb, und hinter-

ließ beynahe nichts. Dieß Wenige gebührte seiner Witwe, und zwey unerzogenen Stiefbrüdern. Ich, der bereits im Stande war, mein Brot zu verdienen, konnte keine Ansprüche darauf machen; aber meine Zukunft war zertrümmert. Bey der gewaltsamen Störung der öffentlichen Wohlfahrt, die zu gleicher Zeit unsern Staat einer fremden Herrschaft überlieferte, blieben nur wenige Aussichten auf Beförderung übrig, und diese wenigen wurden von Vielen in Anspruch genommen, die mehr Schutz und Fürsprache hatten, als ich. Ich entdeckte Mathilden diese Lage der Dinge, und gab ihr mit ihrer Treue auch die Freyheit, einen Anderen, Glücklicheren, zu wählen, zurück.

Laß mich über diesen trübsten Zeitpunct meines Lebens hinweggehen! Ich habe Mathilden seitdem kaum zweymahl gesehen! und nie gesprochen. Vor zwey Jahren verließ sie **burg. Sie fand eine anständige Versorgung bey einer reichen Pohlnischen Dame, deren Kränklichkeit und Launen ihr die stete Begleitung einer Gesellschafterinn zur Nothwendigkeit machten. Mathilde dachte an ihre Mutter, gab ihre Freyheit hin, und reiset nun mit dieser Dame unabläßig herum. Soll ich Dir den Nahmen der Dame nennen?

Du eräthst ihn, und kennest mit ihm Mathildens Loos. Wir schreiben uns nicht. Nur zuweilen, wenn ich ihre alte Mutter besuche, höre ich etwas von ihr. Ich wollte sie ganz freygeben, und mein schweres Werk nicht halb thun.

Jetzt weißt Du Alles, was Du zu wissen verlangtest. Ich lebe still meiner Pflicht. Meine Hoffnungen und Freuden sind gestorben. Aber sollten es denn wirklich auch die Deinigen seyn? Ich habe über Deinen Brief lang und reiflich nachgedacht. Der Gedanke, Dich noch immer so unglücklich zu wissen, hat mich schwer gedrückt. Alle Aussichten Deiner stolzen kräftigen Jugend standen vor meiner Seele auf, und ich kann die Vorstellung nicht fassen, daß das Alles vernichtet seyn, und Du, den Natur und Glück zu so Großem bestimmt hatten, in leerem Wirken für Andere, die es Dir nicht einmahl danken, vergehen solltest?

Warum das? Weil Du gebunden bist, während Jene, die den Knoten auf ihrer Seite frevently zerriß, ungehindert in der Welt flattern darf? Weil Du durch dieß einseitige Verhältniß Dich verhindert glaubst, eine zweyte Wahl nach Deinem Herzen zu treffen, und als Vater und Gatte wieder glücklich zu werden? Julius! Du

kennst mich, und weißt, daß mich weder jemahls Lüsternheit verlockt hat, ein Gesetz, das mit Weisheit gegeben ward, tollkühn zu überschreiten, noch eitler Wahn oder Unglaube mich verführten, die Lehren der Kirche, in denen Tausende ihr Wohlseyn finden, zu verspotten. Aber wenn Du in Deinem Verhältnisse Dich noch immer gebunden glaubst, und dieser Glaube die freye Ausübung einer Kraft lähmt, welche die Natur Dir für Dein und Anderer Glück gegeben hat, so kann ich darin nur — verzeih, wenn ich es so nenne — ein Vorurtheil, oder, um richtiger zu reden, den übriggebliebenen Druck von längst abgenommenen Ketten erkennen, der Deiner gedrückten Seele das Gefühl ihres geträumten Daseyns vorspiegelt, wie man noch lange eine Last auf den müden Armen zu fühlen wähnt, wenn man sie längst abgeworfen hat. Sie hat sich frey gemacht; dadurch hat sie auch Dich entbunden. Eure Ehe ist gelöset, denn sie hat bereits den zweyten Gemahl. Dein Schwur ist vernichtet durch ihre Treulosigkeit, und weder menschliche noch kirchliche Strafen könnten Dich treffen, wenn Du die Freyheit, die sie Dir gegeben, für Dich brauchtest. Glaubst Du aber, um der Schwachen willen, eine Förmlichkeit nö-

thig zu haben, so wende Dich an Deinen Bischoff, oder nach Rom, und ich bin überzeugt, es wird Deinen Gründen und Deinen Mitteln nicht an Überzeugungskraft fehlen. Deine Ehe wird feyerlich für aufgelöst erklärt, und Dir die Freyheit gegeben werden, Dein edles Herz für sich und seine nächsten Umgebungen wieder zweckmäßig und segensreich wirken zu lassen. Denke diesen Andeutungen nach! Prüfe, überlege und laß mich hoffen, daß Dein heller Sinn endlich über die Nebel, die ein feindliches Geschick auf Dein Daseyn gehäuft hat, siegen, und Dich wieder dem frohen Genuß Deiner Kräfte und des Lebens wiedergeben soll! Leb wohl!

Achter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 15ten März 1811.

Ich fange an, an die Güte Deines Rathes zu glauben. Ein schwaches, fernes Dämmerlicht eines Hoffnungsmorgens geht über meinem umnachteten Daseyn auf. Ich habe ihn durch meine Kälte gereizt, er fühlt sich beleidigt, er begegnet mir mit offenbarer Vernachläßigung, er ist nicht mehr ruhig, nicht unbefangen, und — O Gott! Gott! Wenn dieser dornichte mühevolle Weg ans Ziel führte! Wenn es mir gelänge!

So hebt mich die Woge freudiger Zuversicht hoch empor, um mich bey der klaren Besinnung des nächsten Augenblicks sogleich wieder in bodenlose Tiefe zu stürzen, wo Verzweiflung, Verlassenheit, Verachtung vom Geliebten — o das ist das schmerzlichste aller Gefühle — und

hoffnungsloser Gram wohnen. Und wenn Fahrnau's Unwille dazu führte? Wenn der Vorzug, den ich einem erbärmlichen, fast lächerlichen abgelebten Gecken gebe, ihm mein Herz verdächtig machte? Wenn er an niedrige Triebe, an Liebe zu Einfluß, zu Gold, an armselige Eitelkeit von meiner Seite glauben könnte?

Nein, nein, das kann er nicht! Er kennt mein Herz und seine Tiefen, die sich oft genug vor ihm entfaltet haben. Aber wenn Eleonorens Einflüsterungen — Sie sind jetzt immer zusammen, und scheinen sich ganz verständigt zu haben. O ich bin unaussprechlich elend, verstrickt in ein endloses Labyrinth von Beziehungen und Rücksichten, die, eine so nothwendig wie die andere, sich doch gegenseitig bestreiten, und alle von Einem höchsten über Alles Herrschenden bedingt sind, das meine Hoffnung, meine Kräfte, mein Leben regiert!

Ich muß den Hofmarschall schonen. Er ist das unwissende, aber mächtige Werkzeug meiner Absichten. Durch ihn habe ich den Fürsten zuerst auf Fahrnau aufmerksam machen lassen, durch ihn wurde er ihm auch persönlich bekannt. Was sich hernach machte, war die Wirkung von Fahrnau's eigenem Werthe; und wenn es gleich in

meinem Plane lag, daß er an den Hof, und dadurch an die Stadt gebunden würde, so lag doch eben diese Art der Anstellung, die ihn sehr eng umschränkt, nicht darin. Durch jenen armen Menschen, der, ohne es zu ahnen, schon mehrere meiner Absichten ausgeführt hat, hoffe ich wohl auch ferner einzuleiten, was ich durchgesetzt haben will; aber da ein Zufall ihm mein ehemahliges Verhältniß zu Ludwig entdeckt hat, so muß ich mich doppelt in Acht nehmen, um nicht durch Enthüllung meiner wahren Gesinnung mich meines Werkzeugs früher zu berauben, als mein Werk vollendet ist.

Was mich diese Vorsicht, diese Verstellung kostet, und wie ich mich dadurch gemartert fühle, kannst Du, die mich kennt, leicht ermessen. Frey wie die Luft, entsetzt vor jeder Art von Falschheit, ja vor jeder Absichtlichkeit, bewegte sich von jeher mein Wesen in den leichten Regionen phantasiereicher Unabhängigkeit, und ich folgte dem Zuge meines Herzens mit dem vollen Bewußtseyn, daß es mich nie zum Unrechten, nie zum Gemeinen führen würde. Und jetzt? Ich schäme mich meiner selbst, wenn ich mich wie eine häßliche Spinne in der Mitte eines künstlichen Gewebes denke. Ach die Spinne spann es aus

den Fäden, die ihr Leben nähren! So that auch ich; und wenn es zerreißt, dann reißt auch mein Leben mit.

O Ludwig! Keine von allen Qualen, Entbehrungen und Schmerzen, die ich schon um Deinetwillen ertrug, ist mit dieser gänzlichen Verläugnung und Entfremdung meines eigensten Selbsts, mit dieser künstlichen Rolle zu vergleichen, die Du mich jetzt zu spielen zwingst!

So, liebe Bertha, stehen nun die Sachen. Es erscheint eine Möglichkeit der Hoffnung. Mehr aber, als diese Möglichkeit, die auf der Bemerkung beruht, daß wenigstens eine Regung in jene starre Gleichgültigkeit gekommen sey, ist es auch nicht. O wann, wann wird dieser schwachen Dämmerung der erste bleiche Lichtstrahl folgen!

Es stehet ein großes Fest bevor, mit welchem die Fürstinn die Ankunft ihres Bruders feyern will. Hier ließe sich vielleicht etwas thun. Ich habe einen Gedanken, aber es ist noch ein Embryo, und bedarf erst einer weiteren Ausbildung. Sobald ich etwas, niederschlagendes oder erhebendes, erlebe, sollst Du es wissen.

Neunter Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihre Schwester.

Aus der Residenz den 16ten März 1811.

Wenn Du diesen Brief erhältst, liebe Schwester, so laß in meinem Hause Alles zu meinem Empfange zubereiten; denn ich denke längstens in vierzehn Tagen in **g einzutreffen. Es sind Umstände eingetreten, die einen längeren Aufenthalt hier peinlich machen würden, und so fordern es Anstand und Klugheit, einen Ort zu verlassen, an dem uns nur immer unangenehmere Ereignisse erwarten.

Wir haben beyde, liebe Rosine, lange genug in der Welt gelebt, um uns unsere Grundsätze zu bilden, ihnen nachzuleben, und auch wohl nie mehr davon zu weichen. Es würde also vergeb-

lich, ja thöricht seyn, mit Dir über die Deinigen zu rechten. Indessen bringt es die Selbstliebe, deren Tochter die Eitelkeit ist, mit sich, daß wir uns eines gewissen befriedigten Gefühls nicht ganz erwehren können, wenn der Erfolg unsere Ansichten, die wir im Widerspruch mit Andern hegten, und durch gute Gründe zu unterstützen wußten, rechtfertigt. So geht es mir jetzt, und obgleich ich inniges Mitleid mit Ida's zerstörten Hoffnungen trage, und gern alles Mögliche thun würde, die Last, die jetzt auf ihrem Herzen liegt, freundlich abzulösen, muß ich doch sagen: ich habe es vorgesehen, vorgesagt, und ich segne im Ganzen den Gang, den die Vorsicht mit dem Schicksal dieses mir theuren Geschöpfes nahm.

Ihre Briefe werden Dich von den Verhältnissen und Hoffnungen unterrichtet haben, in denen sie sich mit Baron Lehmbach, mit dem Fürsten, und jenem Grafen Milota befand, der nächst Fahrnau in unsern Cirkeln die meiste Aufmerksamkeit erregt.

Meine Gesinnungen über diese Männer sind Dir bekannt. Den Fürsten hielt ich in seinen abgelebten Jahren und mit seinem beschränkten Geiste unserer Ida unwürdig. Milota war reich, schim-

mernd, jung und voll Geist. Der Verstand konnte nichts wider ihn einwenden, aber mein Herz fand allerley Bedenken. Er war im Anfange seines Aufenthalts in der Residenz um jede schöne Blume geflattert. Zuletzt schien er sich zwar für Ida zu entscheiden, er zeichnete sie auf jede Art aus, und nährte in ihr, und Allen, die ihn beobachteten, gegründete Hoffnungen, daß er sich nächstens erklären, und ihr seine freye Hand und sein großes Vermögen anbiethen würde; aber diese Erklärung verzog sich von einer Woche zur andern, ohne daß man eine Ursache davon einsah, und dieß, nebst der ganzen Abgemessenheit des jungen Menschen, die mitten durch ein tollscheinendes Betragen nur zu wohl durchblickte, flößte mir Mißtrauen ein.

Meine Wahl war daher unter den Bewerbern um Ida's Gunst längst entschieden. Lehmbach, vor der Welt vielleicht der unscheinbarste von ihnen, erschien mir im würdigsten Licht. Er war von geringerer Geburt, als die beyden Andern, aber seine Talente hatten ihm einen Platz verschafft, der ihm erlaubte, sich dicht neben sie zu stellen. Wenn sein Witz nicht so schimmerte, wie jener des Grafen, so übertraf er ihn an soliden Kenntnissen, und den Fürsten ließ er in dieser Rück-

sicht weit hinter sich. Sein Vermögen war zwar mit dem dieser Beyden nicht zu vergleichen, aber er hatte Jugend und Wohlgestalt gegen den Fürsten, und eine offene, rechtliche Liebe gegen Milota's galantes künstliches Betragen in die Wagschale zu legen.

Ich sagte das Ida sehr oft, und schrieb es auch Dir. Ihr waret beyde anderer Meinung. Im **bad trug es der Fürst bey Dir, in der Residenz Milota bey Ida über Lehmbach davon. Auch das hätte ich ihr noch mögen zu Guten halten; aber was ich nicht billigen konnte, war die Art, wie sie Lehmbach behandelte, und die wahrlich an Übermuth grenzte. Er fühlte es tief, denn er hatte es nicht verdient. Er zog sich endlich zurück, und überließ Ida ihrem Stolz und ihren Hoffnungen.

Doch eben diese Hoffnungen blieben Wochen, ja Monathe lang, was sie waren. Der Graf betrug sich immer gleich aufmerksam, gleich galant, selten zärtlich, oft künstlich. Ich suchte Ida bemerkbar zu machen, daß wahre Liebe sich nicht so benehme, ja sich so umsichtig und klug zu erhalten gar nicht im Stande sey; aber ihr lebhafter Wunsch, ihre hohe Meinung von Milota, und, um die Sache mit dem wahren Nahmen

zu nennen, ihre Eitelkeit erlaubten ihr nicht, hier klar zu sehen, und meiner Warnung Gehör zu geben. Mit einem Scharfsinn, den ich bewundern mußte, so wenig ich glaube, daß er bey einem wahrhaft liebenden Herzen Platz gefunden hätte, wußte sie sich alle räthselhaften Wendungen seines Benehmens zu deuten, die günstigen in vollem Lichte aufzufassen, und sich durch keine meiner Bemerkungen in ihrer Ansicht irre machen zu lassen. Ich hatte vielmehr dadurch nichts erreicht, als ihr Herz von mir zu entfremden, das sich bald ganz und ausschließend zu Dir, als derjenigen Vertrauten, wandte, die nun freylich die beßte und natürlichste, aber in diesem Fall auch die partheyischeste war.

So vergingen vier Monathe, als wir hörten, Milota's Vater werde erwartet, um seinen Sohn von hier abzuhohlen. Nun glaubte Ida das Ziel ihrer Wünsche zu fassen. Der alte Graf kam an; ein würdiger, gebildeter Mann, der uns öfters besuchte, und mit Auszeichnung behandelte, aber auch nicht das Geringste in seinem Betragen verrieth, was auf Ida's Hoffnungen deutete. Jetzt zum ersten Mahl fing auch in ihrer Brust ein Zweifel sich zu regen an, besonders nachdem der Sohn seit des Vaters Anwesenheit

viel seltener, und nie ohne diesen zu uns kam. Aber noch sträubte sich ihr Stolz gegen die Anerkennung irgend eines Irrthums, bis endlich hier und dort sich erst leise, dann lauter, das Gerücht verbreitete, der alte Milota sey gekommen, um mit Graf Isenheim das Heirathsgeschäft zwischen dessen Tochter, die auf dem Lande bey ihrer Mutter lebt, und seinem Sohne zu beendigen, indem die beyden jungen Leute schon seit ihrer Jugend versprochen waren, und die Verbindung nur aus Familien-Rücksichten vor der Welt geheim gehalten wurde.

Ich sah die gewaltsame Wirkung wohl, welche diese Nachrichten auf Ida's Gemüth machten. Aber ihr Stolz, und ihre vorige Zurückhaltung erlaubten ihr nicht, mit mir darüber zu sprechen, und durch eine solche Mittheilung ihr gepreßtes Herz zu erleichtern. Sie litt, das konnte ich sehen; aber sie trug ihr Anliegen mit Kraft und scheinbarer Gleichgültigkeit, bis vorgestern Jemand bey uns eintrat, der eben vom Hofe kam, wo der alte Graf die bevorstehende Heirath seines Sohnes förmlich erklärt, und ihn als Bräutigam dem Fürsten vorgestellt hatte. Ich sah auf Ida, und ich muß Dir gestehen, daß Mitleid und Bewunderung sich in mir misch-

ten, indem ich sie beobachtete. Sie erblaßte zuerst, und ihr Auge erlosch, so daß ich glaubte, sie würde umsinken. Dann fuhr eine Purpurgluth über ihr Gesicht, ihre Blicke flammten, sie zitterte; aber sie beherrschte dieß Zittern, ja sogar ihre Stimme, als sie sich gleich darauf ins Gespräch mischte, verrieth den Sturm nicht, der in ihrem Innern vorging. Kein Mensch, als wer so genau mit der Geschichte ihres Herzens vertraut war, wie ich, konnte das Geringste an ihr merken. So ist sie noch. Kein Wort nennet den Niederträchtigen, der sie so lange mit täuschenden Hoffnungen hinhielt. Sie verliert keinen Laut über die Geschichte, auch nicht gegen mich. Sie thut überhaupt jetzt gar nichts. Sie zeichnet nicht, singt nicht, arbeitet nicht, sie schläft auch nicht, sie ißt beynahe nichts, aber sie läuft den ganzen Tag von einem Besuch zum andern, lacht, plaudert, tobt, könnte man sagen, in toller Laune, und scheint lustiger als je.

Diese Comödie mag die W e l t täuschen, und das ist, wenn Du willst, recht; m i ch täuschet sie nicht. Ich lese in Ida's Herzen, ich sehe den aufreibenden Kampf, der in ihm vorgeht, und ich fürchte für ihre Gesundheit. Darum habe ich beschlossen, obgleich mein Prozeß meine Anwe-

senheit hier wohl noch verlangte, das arme Mädchen weg, und in Deine Arme zu führen, damit sie keine Zeuginn der weiteren Ereignisse, und besonders nicht der Hochzeitfeyerlichkeiten seyn dürfe, welche, wie man sagt, in fünf bis sechs Wochen mit vielem Pomp gefeyert werden sollen.

Ich hielt es für meine Pflicht, Dir von diesem allem, und besonders von meinem vorhabenden Schritt Nachricht zu geben; denn ich sehe wohl, daß Ida sich nicht überwinden kann, über eine Sache zu sprechen, die ihren Stolz so sehr verwundet. Was mich betrifft, so preise ich, wie ich Dir im Eingange meines Briefes gesagt habe, die Vorsicht, daß es so gekommen ist. Ein Mensch, der so falsch, ja so schadenfroh seyn kann, ein Mädchen, welches ihm auf keinerley Art durch ihr Betragen ein Recht dazu gegeben, so künstlich zu täuschen, würde weder Ida, noch irgend eine Frau glücklich machen. Gottlob! Der Zauber ist zerstört, und wenn auch Ida's Herz für den Augenblick blutet, so ist das besser, als wenn sie ihr ganzes Leben hindurch bereuen müßte. Auch ist sie muthig und stark, jung und frohen Sinnes, und solche Narben verharrschen mit der Zeit. Sie kann

noch wohl warten, und der Freyer, der sie verdient, bleibt ihr nicht aus. Darum bin ich mitten unter diesen Stürmen getrosten Muthes, und hoffe, daß, wenn wir nur erst bey Dir sind, sich Alles geben wird.

Zehnter Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 24sten März 1811.

Nach dem, was ich aus den Reden der Tante schließen konnte, hat sie ihnen vor einigen Tagen Nachricht von den Vorfällen der letzten Zeit gegeben, und auch von Unserer bevorstehenden Reise Meldung gethan. Daraus wird nun nichts. Die Umstände haben sich plötzlich verändert, und ich freue mich, geliebte Mutter, ihnen ein eben so unerwartetes, als höchst angenehmes Ereigniß anzukündigen. Es hat sich eine bedeutende, ja, ich darf sagen, eine in aller Rücksicht wünschenswerthe Parthie für mich gefunden, zu welcher ich Ihre und Tantens Einwilligung schnell zu erhalten nicht zweifle.

Ein Graf von Lichtwerth, Sohn des **schen Gesandten am hiesigen Hofe ist vor drey Wo-

chen hier angekommen. Sein Vater hat ihn in den Gesellschaften vorgestellt, und, obwohl er sonst unser Haus selten besuchte, ihn auch sogleich bey uns eingeführt.

Ich konnte aus Allem, was ich sah, schließen, daß dieß nicht ohne Absicht geschah, und es hat sich also bewährt. Gestern hat der Vater bey der Tante um mich angehalten, und ich eile, Ihnen genaue Nachricht von allen Umständen zu geben, und recht dringend um Ihre Einwilligung zu bitten.

Der junge Lichtwerth ist nicht schön, aber er ist nicht abschreckend. Eine lange Kränklichkeit hat ihn in seinen Kinderjahren von früher Anstrengung abgehalten, aber Fleiß und Beharrlichkeit haben in der Folge das Fehlende ersetzt. Er hat keinen schimmernden Verstand, aber er hat gesunde Beurtheilungskraft, und viele schöne Kenntnisse in der Botanik, Chemie, Ökonomie, die ihm auf seinen weitläufigen Gütern sehr zu Statten kommen, und zugleich eine unerschöpfliche Quelle von Zerstreuung und Unterhaltung für ihn, und seine nächsten Umgebungen sind. Er ist der älteste Sohn, seines Vaters Vermögen ist sehr groß, die Familie alt, glänzend, von jeher durch wichtige Staats- und Kriegs-

dienste vortheilhaft ausgezeichnet. Wilhelm, so heißt der junge Graf, lebt auf einem Gute, das ihm sein Vater bereits abgetreten hat, und das er aufs vortheilhafteste bewirthschaftet. Von seiner Mutter, die von ihrem Mann seit langen Jahren getrennt lebt, hat er ebenfalls einiges Vermögen zu erwarten; denn er ist ihr einziger Sohn, und seine beyden Brüder sind Kinder der zweyten Frau des Grafen. Er würde, mir zu gefallen, den Winter in einer Residenz zubringen, und ich soll die Freyheit haben, wenn mir das Gut, auf dem er jetzt lebt, nicht gefiele, mir unter den Gütern seines Vaters ein anderes zum Wohnort zu erwählen.

So sind die Umstände, liebste Mutter, und was ließe sich wohl gegen eine solche Parthie einwenden? Darum füge ich, um Sie zu bestimmen, nichts mehr hinzu, als die Versicherung, daß diese Heirath oder vielmehr Ihre Einwilligung dazu alle dringenden Wünsche meines Herzens erfüllen, und mich unaussprechlich glücklich machen würde. Ich weiß, daß Sie mich mit dem zärtlichsten Muttergefühl lieben, daß mein Glück Ihnen theuer ist, und daß Sie von dem Stande der Dinge und meinen gegenwärtigen Verhältnissen unterrichtet sind. Ich m u ß hei-

rathen, je eher und glänzender, desto besser. O versagen Sie mir Ihre gütige Einwilligung nicht! Je schneller ich sie erhalte, desto glücklicher wird sie mich machen. Mutter! Theure, geliebte Mutter! Sieh Dein Kind vor Dir auf den Knieen! Höre sein dringendes Flehen, und gewähre, was Du nicht verweigern kannst, ohne mich grenzenlos unglücklich zu machen!

Eilfter Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihre Schwester.

Aus der Residenz den 24ten März 1811.

Ida hat mir gesagt, daß sie Dir von einem neuen Ereigniß, und von einem Entschluß Nachricht gegeben hat, worauf ihre ganze Seele jetzt mit Heftigkeit gerichtet ist, welcher mir aber theils eben deßwegen, weil diese Heftigkeit das Mädchen hindert, vorurtheilslos zu sehen, theils seiner ganzen Natur wegen höchst zuwider, und wahrhaft verderblich scheint.

Was sie Dir in Rücksicht der Vermögensumstände des Freyers und der Familien-Einrichtungen geschrieben hat, ist wahr. Lichtwerth ist in dieser Hinsicht eine der besten Parthien, die man für ein Mädchen wünschen kann. Aber seine Gestalt ist unansehnlich, und seine Gesundheit schon von Geburt an schwächlich. Auch hat diese körperliche Schwäche auf seinen Geist gewirkt, und wie im physischen so auch im moralischen

hat bloß eine vortreffliche Erziehung ihn zum Theil aus dieser traurigen Lage gerissen. Er hat zwar allerley gelernt, und ist nicht eben dumm, nicht eben krank, und auch nicht eben widrig; aber er ist doch durchaus kein Mann, der ein Mädchen von so viel Verstand, Schönheit und Talenten, wie unsere Ida, glücklich machen könnte. Woher ihr schneller Entschluß stammt, kannst Du errathen. Es ist der durch Milota's Falschheit gekränkte Stolz. Sie will nicht als eine Verlassene vor der Welt erscheinen, und vielmehr zeigen, daß sie einen noch reicheren, glänzenderen Freyer hat finden können; denn der Gesandschaftsposten des Vaters wirft einen hellen Schein auf den Sohn. Sie setzt gerade ihren Stolz darein, noch vor, oder wenigstens zugleich mit Milota getraut zu werden, und es scheint sie am meisten zu kitzeln, daß sie an Pracht und Schmuck, wie an Gestalt und Talenten, Milota's Braut, die ein einfaches Landmädchen ohne Vermögen ist, verdunkeln wird. Das sind die Beweggründe ihrer Heirath, darum will sie ihr ganzes Lebensglück opfern, und, wie ein rasender Spieler an der Pharobank, ihre Ruhe, ihre Freuden, ja vielleicht ihr Gewissen auf eine Karte der Eitelkeit und gekränkten Liebe setzen.

O laß das nicht zu, liebe Schwester! Sprich durch Dein mütterliches Ansehen dazwischen, und halte sie ab, in ihr Verderben an der Seite eines halb blöden Mannes zu laufen! Ich habe gethan, was ich konnte; aber ich habe längst ihr Vertrauen verloren, und der nur zu richtige Erfolg meiner Warnung hat, statt ihren guten Verstand für meine Ansichten zu gewinnen, ihr Gemüth, wie es scheint, noch mehr von mir gewendet. Wenn sie diesen Mann nimmt, und mein unglücklicher Einfall, sie mit mir ins Bad und hierher in die Residenz zu führen, so traurige Folgen hat, dann muß ich den Tag unter meine unglücklichsten rechnen, wo er zuerst in mir entstand, und weder meine gebesserte Gesundheit, noch der hoffnungsvolle Gang meiner Geschäfte werden mich über das dadurch entstandene Unglück trösten. Leb wohl!

N. S. Noch muß ich beysetzen, daß Lichtwerths Mutter jene Frau ist, die Graf O'born vor Dir hätte heirathen sollen, und die dann später — Doch Du weißt das selbst besser als ich, und es bedarf wohl dieses Umstands nicht, Dich gegen eine Heirath zu bestimmen, welche ohnedieß auf jede Art verwerflich ist.

Zwölfter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Schwester.

— — g den 30sten März 1811.

Zu der Heirath mit dem Grafen Lichtwerth kann und werde ich nie meine Einwilligung geben; denn obwohl ich die Sache aus einem ganz verschiedenen Gesichtspuncte ansehe, als Du, so stimme ich doch in der Hauptsache ganz mit Dir überein: meine Tochter soll nie — nie — ihre Hand in die des Grafen Lichtwerth legen!

Du weißt, wessen Sohn er ist, und Du kannst noch andere Gründe anführen?

Nur mit meinem Tod wird der Haß gegen das Weib, das ihn erzeugte, meine Brust verlassen, und wenn ich im Stande wäre, Pöbelmeinungen beyzupflichten, würde ich sagen: Sieh die Strafe ihrer Sünden an dem elenden geist- und körperschwachen Kinde!

Das darf zwar Ida nicht erfahren. Ihr werde ich andere Gründe sagen; aber heirathen — heirathen darf sie ihn nicht.

In ihre Gefühle, Milota's wegen, gehe ich ganz ein, obwohl sie auch gegen mich kein Wort über diese schändliche Täuschung verliert, und zu stolz zum Klagen ist. Sie nennet mir seinen Nahmen seit vier Wochen nicht mehr in ihren Briefen. Er ist ein Niederträchtiger, und Ida soll vor der Welt glänzend gerächt und neidenswerth dastehen. Aber Lichtwerth ist nicht der Mann, dem diese Rache anzuvertrauen ist. Ich muß schließen. Die Post geht bald ab, und ich habe meiner Tochter noch viel zu sagen. Leb wohl!

Dreyzehnter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Tochter Ida.

— — g den 30sten März 1811.

Was Du mit so viel Zuversicht von mir zu erhalten hofftest, mein geliebtes Kind, bin ich, so leid es mir ist, nicht im Stande, Dir zu geben, nähmlich meine Einwilligung zu Deiner Heirath mit dem **schen Cavalier. Ich sage Dir das unumwunden und schnell; denn Du bist vernünftig, meine Tochter, und Dein Herz ist, wie ich es jederzeit wünschte, bey diesem Plane nicht im Spiele. Aber so wie ich von jeher gewohnt war, nichts ohne gute Gründe von Dir zu verlangen, so will ich Dir die meinigen auch jetzt auseinandersetzen. Du wirst dann nicht mir, sondern der Vernunft gehorchen, die durch mich zu Dir spricht, und dieser gehorcht es sich ja leicht.

Ich kann mich in Deine Lage und Deine Ansichten von dem Stand der Dinge ganz hinein

denken, obwohl Du seit einiger Zeit eines gewissen Verhältnisses, das früher, und fast den ganzen Winter hindurch, den Hauptinhalt Deiner Briefe ausmachte, nicht mehr erwähntest; ja ich habe eben aus diesem Stillschweigen den Zustand Deines Gemüths entnommen, und kann, wie Du fühlst, und was Du vorhast, im Allgemeinen nur billigen. Im Allgemeinen! Merke wohl! Es steht einem Mädchen allerdings an, bey vereitelten Hoffnungen, wie gerecht sie auch waren, die Gelassene, ja die Unbekümmerte vorzustellen, und auch, wenn sich eine annehmbare Gelegenheit dazu darbiethet, durch eine schimmernde Entschädigung vor der Welt dem Heuchler zu seiner Beschämung, und schadenfrohen Menschen zu ihrer besseren Erkenntniß zu beweisen, daß es nicht allein durch jene Niederträchtigkeit nicht unglücklich, sondern liebenswürdig genug ist, etwas Besseres zu finden. Das ist der allgemeine Satz, und in so fern eine richtige Ansicht. Aber im Einzelnen leidet, ja fordert seine Anwendung Ausnahmen, und daher eine nähere Beleuchtung. Nicht alles, was in der Idee richtig ist, ist es auch in dem Leben. Das ist eben der Vorzug der Verständigen vor den Gelehrten, und kluger Weiber vor schulgebildeten Männern, daß sie das Gegen-

wärtige richtig erkennen, die Theorie von der Praxis zu unterscheiden, und das allgemein Wahre in richtiger Abänderung auf einen einzelnen Fall anzuwenden wissen.

Diese vernünftige Ansicht fordert aber von uns, daß wir Alles genau prüfen, um es klar zu erkennen; und da zeigt sich mir sogleich in der Schilderung des Grafen Lichtwerth, wie Du sie mir selbst gemacht, und wie er mir noch aus früherer Bekanntschaft mit seinen Angehörigen erschienen ist, daß Du zu Deinen Absichten nicht passend gewählt hast. Lichtwerth ist ein armseliger, beynahe lächerlicher Mensch. Er ist der Sohn eines widrigen, gehaltlosen Vaters, und einer schlechtdenkenden, liederlichen Mutter, die sich kein Gewissen daraus machte, verheirathete Männer von ihrer Pflicht abzulenken, und die Fackel der Zwietracht in ehrliche Häuser zu werfen, eines Geschöpfes, weit verächtlicher und dabey uninteressanter, als eure gelehrte Sarewsky zu seyn scheint, und mit der selbst ihr Mann, so unbedeutend er ist, nicht leben konnte. Auch hast Du diese Bekanntschaft erst gemacht, seit jener Heuchler sich bestimmt für seine erste Verlobte erklärt, und dadurch gezeigt hat, daß er es nie ehrlich mit Dir meinte. Glaubst Du, daß die Welt,

daß Er selbst diese Heirath für etwas Anderes, als, was sie ist, für einen Nothbehelf halten, daß ihr Gespött Deines elenden Bräutigams und Deiner schonen, und irgend ein Mensch Dich um diese Parthie beneiden werde?

Nein, Ida! Dieser Plan ist nicht zweckmäßig, und folglich nicht gut. Er ist nicht vernünftig, und darum wirst, und mußt Du ihn aufgeben. Ich tadle Deine Absicht nicht, aber Du wählst schlechte Mittel. Höre einen Vorschlag, den ich Dir machen will, der allen Ansichten entspricht, jede Forderung erfüllt, und den Du, wie ich hoffe, mit beyden Händen ergreifen wirst!

Fürst Radvinsky hat, wie ich aus Deinen und der Tante Briefen gesehen habe, seine Bemühungen um Dich nie ganz aufgegeben. Er ist vielleicht nicht so begütert, als Lichtwerth, aber viel mehr als Milota. Er hat Dir einen Fürstenhuth zu biethen, da jener nur die ohnedieß Dir angeerbte Grafenkrone um den Myrthenzweig schlingen könnte. Er ist nicht jung, aber er bleibt, was er ist, ein ehrlicher, und in der Welt geachteter Mann. Er liebt Dich längst. Du kannst Milota und die Welt glauben, oder doch darüber in Zweifel lassen, ob Du nicht eben so wohl mit Milota's Neigung, wie er mit Deinen

Hoffnungen gespielt, und ob nicht der Plan, den Fürsten zu heirathen, längst bey Dir beschlossen gewesen.

Dich dem Fürsten zu nähern, die nicht erloschene Gluth zu Flammen zu wecken, und ihn zu einem baldigen Entschluß zu bestimmen, der Deinen Wunsch, vor oder mit Milota zugleich an den Altar zu treten, erfüllt, wird meiner klugen, schönen Ida nicht schwer werden, und so sehe ich alle Zwecke in diesem Project auf's schönste vereinigt, Deine und meine Wünsche erreicht, und Dich an einem Nichtswürdigen gerächt, der Deiner nie werth war, und Dich nie glücklich gemacht haben würde.

Ein Wort bleibt mir nach Allem diesem noch zu sagen übrig. Du hast unstreitig jetzt unangenehme Stunden gehabt, und hast sie wohl noch. Das thut mir herzlich leid, wie Du denken kannst. Aber, liebe Ida, schilt den Arzt nicht, der Dir nicht allein sagt, daß Dein Übel Deiner künftigen Gesundheit beförderlich sey, sondern noch überdieß die bittere Arzeney eines wohlgemeinten Tadels geben muß. Wie konnte meine kluge, verständige Tochter sich nun schon zwey Mahl von Jugend, Wohlgestalt und einem Anstrich von Weltbildung hinreißen lassen, um

das erste Mahl bey wirklicher Neigung der Unbedeutenheit des Wesens, und das zweyte Mahl bey anständig glänzenden Aussichten den Mangel an wirklicher Neigung so ganz zu verkennen? Hat sich Milota wohl jemahls so betragen, daß Du auf eine wahre Liebe von seiner Seite schließen konntest? Trugen nicht Deinen und der Tante Briefen zu Folge alle seine Bestrebungen um Dich vielmehr den Stämpel galanter Artigkeit, als inniger Neigung? Fiel es Dir nicht auf, daß ihr in vollen vier bis fünf Monathen einander nicht näher kamt, und daß er Besonnenheit genug besaß, um sich die ganze Zeit über in den Schranken eines zweydeutigen Benehmens zu halten, das jeder Auslegung fähig war, und zu keiner klaren Überzeugung führte? Wahrlich, liebe Ida, hier hat sich Dein gewohnter Scharfsinn ganz verläugnet. Ich kann mir es nicht anders erklären, als daß Dein Herz schon zu sehr für den Falschen eingenommen, und Dein richtiger Blick mit Nebeln umschleyert war, und so muß ich sagen: Gut, daß es so gekommen, und Du diese bittere Erfahrung gemacht hast! Sie wird Dich in Zukunft vor ähnlichen Mißgriffen bewahren.

Du weißt nun meine Ansicht der Dinge, und die Vorschrift für Dein Betragen. Ich hoffe,

daß sie Dir nicht allein als die vernünftigste einleuchten, sondern auch, daß Du sie mit um so willigerem Herzen befolgen wirst, da Dich ohnedieß keine Neigung, so wie kein innerer Gehalt, an diesen Lichtwerth zieht, und Du Dich zugleich überzeugt halten kannst, daß ich nie einen Ausspruch ohne vorhergegangene Prüfung gethan habe, und also meine Einwilligung zu einer Heirath mit diesem Menschen nun und nimmer zu erhalten steht. Leb nun wohl, liebe Tochter, und laß mich durch Dein Betragen sehen, daß Du mich und die Vernunft liebst!

Vierzehnter Brief.

Die Gräfinn von Lichtwerth an ihren Sohn.

Rothenberg am 2ten April 1811.

Dein Brief vom 20sten des vorigen Monaths, lieber Sohn, ist sehr spät in meine ländliche Einsamkeit gelangt, indem ich ihn erst diesen Morgen erhalten habe, da er doch dem gewöhnlichen Postenlauf zu Folge schon viel früher hätte eintreffen können. Um so mehr muß ich eilen, Dir auf seinen eben so überraschenden als wichtigen Inhalt Antwort zu geben, und so vielleicht noch einem allzuschnellen Schritte durch meine Einsprache zuvorzukommen.

Aber um dieß zu thun, und Dir, mein einziges, geliebtes Kind, die wahre Gestalt der Verhältnisse, in welche Du zu treten vorhast, klar vor Augen stellen zu können, muß ich ein schweres Werk beginnen, indem ich in meine von fremder Bosheit und eigener Schwäche verdüsterte Ver-

gangenheit hinabsteige, und Dir über das Schicksal Deiner unglücklichen Mutter jene Aufschlüsse gebe, die Dir sonst, so lange ich lebte, verborgen bleiben, und erst nach meinem Tode durch eine Beylage meines letzten Willens enthüllt werden sollten. Dort ist Alles weitläufig erzählt. Es liegen die Briefe bey, welche Dich am Besten mit der Denkart der Personen, von denen sie vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben wurden, bekannt machen können. Es sind endlich alle gerichtlichen Papiere beygeschlossen, aus welchen Du den wahren Stand der Dinge, die Schuld und Unschuld Deiner Mutter, die Härte, die unglücklichen Leidenschaften, und die Schwäche der mithandelnden Personen erkennen kannst.

Lange, lange habe ich an jenem Aufsatze geschrieben. Als er geendet war, glaubte ich meine Rechnung mit der Welt geschlossen. Aber Dein jetziger Plan zwingt mich, das längst Abgethane wieder vorzunehmen, noch einmahl jene traurigen Stunden im Bilde vor meiner Seele vorübergehen zu lassen, noch einmahl mich in die dunkeln Tiefen jener schmerzvollen Zeit zu versenken. Es ist für Dich, für Dein Glück! Der Gedanke wird mich halten, und ich will mich so kurz fassen, als es möglich ist.

Hier auf Rothenberg, auf der kleinen Bergveste, wo meine Ältern lebten, und die nach ihrem Tode mein Erbtheil ward, bin ich geboren und erzogen worden. Einsam, still, in Gottesfurcht und häuslicher Einfalt floß mein, und unsers ganzen Hauses Leben hin. Wir kamen nie in eine große Stadt, und alle meine Kenntnisse von der Welt und dem Umgange mit Menschen beschränkten sich auf Besuche in der Nachbarschaft, und bey einigen Freunden in der kleinen Stadt, aus welcher wir die wenigen Bedürfnisse hohlten, die unser Landsitz nicht selbst erzeugte, und wo ein Regiment cantoniert war, dessen ältere Offiziere uns zuweilen besuchten. Den jüngeren war der Eintritt in ein Haus, wo nebst mir noch zwey andere sehr hübsche Töchter lebten, streng verwehrt.

Der Oberste dieses Regiments, ein bewährter Freund meiner Ältern, ging ab. Ein anderer kam an seine Stelle. Graf O'born trat auch hierin in die Fußstapfen seines Vorgängers, daß er auf Rothenberg Besuch ablegte, und bald, wie jener, bey uns einheimisch ward. Sein einziger Sohn diente als Adjutant unter ihm. Ein Dienstgeschäft zog ihn einst zum ersten Mahle in unser Haus, wo er seinem Vater in einer dringenden

Angelegenheit Rapport zu erstatten hatte. Bis jetzt hatte ich außer den Söhnen unserer Nachbarn, und einigen jungen Beamten, von denen jene durch Erziehung, diese durch ihre Verhältnisse mir nicht gleich standen, keinen jungen Mann gesehen. Um so lebhafter wirkte der erste Anblick des Grafen auf mich. Eine edle Gestalt, Bescheidenheit, Anstand, und eine überschwengliche Gutmüthigkeit, welche sich in Worten, Mienen und Betragen offenbarte, gewannen ihm nicht bloß mein Herz, sondern zogen auch meine Ältern, und Alle, die ihn kennen lernten, an den liebenswürdigen jungen Mann.

Was soll ich Dir lange erzählen, und durch jene schönen Erinnerungen den Stachel meines folgenden Unglücks schärfen? Genug dem herzlichen bescheidenen Jüngling, dem Sohn des vertrauten Freundes zu Liebe wurde eine Ausnahme von der Regel gemacht. Er durfte uns mit seinem Vater besuchen, er kam auch oft allein, wir lernten uns näher kennen und liebten uns.

Aber der alte Graf hatte ganz andere Absichten mit der Hand und dem Vermögen seines einzigen Sohnes, als ihn Beydes einem einfältigen, nicht reichen Landfräulein biethen zu lassen, das nichts für sich hatte, als eine gute Erziehung und

Bayerische Staatsbibliothek München

Wohlgestalt. Fritz wurde zu einem andern Regiment übersetzt; wir waren getrennt.

Weite Länder, Jahre und Kriegsstürme legten sich zwischen uns. Unsere Briefe wurden aufgefangen, Keines wußte mehr etwas von dem andern. Fritz war indeß bis zum Stabsoffizier vorgerückt, wurde verwundet in das Haus des reichen Herrn von Alvensleben gebracht, lernte dort die schöne, talentvolle Tochter desselben kennen, liebte, und heirathete sie.

Von meinen Empfindungen, als ich diese Nachricht erhielt, sage ich Dir nichts. Der Tod meiner Ältern hatte mich zur Waise gemacht. Ich lebte bey einer Tante in Breslau. Als ich mich wieder aufzurichten und die Welt um mich zu erkennen anfing, kam dein Vater in die Stadt. Er war jung, angenehm, reich. Er sah mich, und fühlte sich von meinen verblühenden Reizen, ja selbst von meinem Kummer, angezogen. Meine Hoffnung auf Glück war ausgegangen, mein Stolz gekränkt, für Deinen Vater hatte ich Wohlwollen und Achtung, und ward seine Frau.

O'borns Ehe war schimmernd, aber nicht glücklich. Auf den Taumel der ersten Leidenschaft folgte bald die Erkenntniß von der wenigen Übereinstimmung der Gemüther. Der Gräfinn stolzer,

Bayerische Staatsbibliothek München

harter Character, ihre ungemessene Herrschsucht, und ihre kalte Modeaufklärung, standen im schneidendsten Contraste mit O'borns weichem, liebeverlangenden Gemüthe, ja selbst ihre guten Eigenschaften, ihre Besonnenheit und Weltklugheit stießen sich in unaufhörlicher Reibung an seinen Fehlern, die aus einem zu lebhaften Gefühl, mit etwas Leichtsinn verbunden, stammten. Sie sah ihn fehlen, und warf sich zu seiner Hofmeisterinn auf. Er ertrug dieß ungeduldig. Der Saamen ewiger Zänkereyen war ausgestreut; jede Schwäche von O'borns, jede Zurechtweisung von ihrer Seite verbitterte die Gemüther noch mehr. Sein Herz fand keine Antwort in dem ihrigen, ihr Verstand überhob sich in scheinbarem Bewußtseyn ihres Rechts über ihn. Mit Sehnsucht harrte er auf die Geburt des ersten Kindes, die in dem zweyten Jahre ihrer freudenlosen Ehe erfolgte. Sein liebendes Herz hoffte, daß sich die Gattinn in der Mutter wieder zurecht finden, und ein milderes Gefühl das stolze Weib an den Vater ihres Kindes ziehen würde. Er hatte sich verrechnet. Gräfinn O'born fand sich eben durch ihre Mutterpflicht, der sie mit lobenswürdiger Treue vorstand, von aller Rücksicht auf den Gemahl enthoben, und vernachläßigte

nun, da ihr Geist einen andern Gegenstand hatte, auf den er alle seine Thätigkeit wenden konnte, den ersteren völlig.

O'born, bitter getäuscht in dieser letzten Hoffnung auf schuldlose Freuden im Inneren seines Hauses, und empört durch das lieblose Tadeln seines Weibes, suchte auswärts das Wohlwollen und die Erheiterung, welche ihm in seinen vier Mauern nicht werden wollten. Lustige Freunde bemächtigten sich seiner; sein offener Sinn, seine Gutmüthigkeit, sein Geld waren ihnen willkommen. In dieser Zeit kamen wir nach **g, und ich sah zufälliger Weise denjenigen wieder, der einst meine erste und einzige Liebe gewesen war. Deines Vaters innerer Gehalt hatte mir jederzeit Achtung eingeflößt, und sein Betragen mich in jeder Forderung zufrieden gestellt. Aber die stille Sehnsucht meines Herzens war doch geblieben — und plötzlich stand der ehemahlige Gegenstand derselben eben so schön, eben so liebenswürdig, nur durch seine düstere Verstimmung noch anziehender, vor mir. Laß mich den Schleyer über jene Zeit der Verirrung ziehen! Jahre der Leiden und der Reue sind darüber hingegangen, aber alle Thränen derselben haben die Erinnerung an ein strafbares und doch theures Verhältniß nicht

auszulöschen vermocht. Doch hätte noch Alles gut gehen, und das Ganze in den Schranken anständiger Verborgenheit bleiben können, wenn nicht der beleidigte Stolz der Gräfinn O'born, statt ihres Mannes zu schonen, und den Verirrten noch auf solche Art zurück zu führen, sie gereizt hätte, alle Klugheit, deren sie sich sonst so gern rühmt, zu vergessen, und die Sache mit einer Öffentlichkeit zu behandeln, welche ihn, mich und Deinen Vater in das schmerzlichste Verhältniß brachte. Das war die schrecklichste Zeit meines Lebens, und ich glaube, Gott wird, was ich damahls durch zwey volle Jahre litt, mir gnädig zur Versöhnung eines großen Theils meiner Schuld anrechnen.

Unsere Ehe war nun auch vergiftet. Zwischenträger und böswillige Verwandte, welche Deines Vaters Verbindung mit mir nie gern gesehen hatten, traten eifrig auf, trugen hin und her, verbitterten die Gemüther, mißdeuteten Worte und Schritte, ja selbst Deine Geburt und Schwächlichkeit — und Du hattest doch das Licht ein ganzes Jahr eher erblickt, als das Schicksal mir den Gegenstand meiner ersten Liebe zum zweyten Mahle gezeigt hatte — wurden mir zum Vorwurf, zur Folge meines Leichtsinnes gemacht.

Deines Vaters Herz entfremdete sich von mir, wir trennten uns. Dein Vater nahm Dich mir, und mit Dir Alles, was mich noch an die Welt band. Zu stolz, um von dem Manne, an den eigentlich nie Liebe, nur Achtung mich gebunden hatte, eine Unterstützung anzunehmen, zog ich mich auf das kleine Erbtheil meiner Ältern zurück. Eine meiner Schwestern war längst gut verheirathet, die andere gestorben. Seit sechzehn Jahren lebe ich hier. Du bist von mir getrennt, der Freund meiner Jugend ist todt. Wilde Leidenschaften, entzündet und aufgeregt durch das unwürdige Betragen seines bösen Weibes, durch mein Unglück, das er sich vorwarf durch unsere Trennung, stürzten ihn in Ausschweifungen, in denen er sein Unglück zu vergessen dachte. Er starb in der Blüthe seiner Jahre. Sein Bild und der Brautring, den er einst für unsere gehoffte Vermählung machen lassen, und seitdem treu aufbewahrt hatte, waren sein Vermächtniß an mich. Seine frohe Witwe überantwortete es mir treulich. Ich habe jetzt nichts, nichts auf der Welt, das mir Theilnahme oder Wunsch einflößt, als Dich und Dein Lebensglück, o mein Wilhelm! Aber auch das sehe ich nun gefährdet, und zwar von derselben Seite, die das meine stürzte!

Du bist im Begriff, die Tochter der Gräfinn O'born zu heirathen. Könnte ich hoffen, daß nur eine Ader von ihres Vaters edlem weichen Herzen in ihr schlüge, ich wollte Dein und mein Geschick segnen, und Gott preisen, der nach so langen bitteren Leiden das Glück, das er mir versaget, Dir zugewendet, und Dich mit dem Ebenbilde des unvergeßlichen Freundes vereinigt hätte. Aber es ist nicht so, ich weiß es ganz genau. Gräfinn Ida trägt, wie die Gestalt, so auch das Gemüth ihrer Mutter. Sie ist stolz, herrschsüchtig, für sich eingenommen, ja sie kennt nur sich und ihren Vortheil. Du bist ihr nichts als ein Werkzeug, ihre Absichten auszuführen. Zu glänzen, eine Rolle zu spielen, Aufsehen zu machen, dazu dient ihr Dein großes Vermögen und selbst Dein weiches Gemüth vortrefflich. Bey Dir hofft sie zu erreichen, was ihrer Mutter mit ihrem unglücklichen Gatten nicht gelang, Deinen Sinn zu beugen, und Dich zu ihrer Puppe zu machen. Zürne nicht, mein lieber Sohn, über den Spiegel, den ich Dir vorhalte! Klage mich keiner Härte gegen Dich an! Deine Kränklichkeit, Deine zurückgesetzte Jugend sind, so wenig sie meine Schuld sind, doch mein bitteres Leiden. Sie sind es um so mehr, da ich fest überzeugt bin, daß, wenn

man Dich unter meiner treuen Mutterpflege gelassen, und den kaum vierjährigen schwachen Knaben nicht fremden Händen anvertrauet hätte, Du der Natur zum Trotz fröhlich gediehen wärest, und Dich jetzt mit den meisten jungen Leuten Deines Alters und Standes messen könntest. Das Alles geschah um jenes stolzen, kalten Weibes willen, deren Ebenbild Du nun im Begriff stehst, mit Dir auf ewig zu vereinen. O thue das nicht! Laß Dich von deiner unglücklichen Mutter warnen! Höre ihre Bitte, und rette sie, indem Du Dich selbst rettest! Steht Dir unter so vielen hübschen Töchtern Deines Landes nicht die Wahl frey? Warum denn die Fremde, die Tochter der Feindinn wählen? Du wirst nicht glücklich mit ihr seyn. Das ist mir so klar als der Tag, der auf dieß Blatt und meine Thränen scheint, und ich wünschte daher nichts sehnlicher, als daß diese Warnung fruchten, und ich bald hören möchte, daß Du von Deinem unüberlegten Vorhaben abgestanden bist.

Fünfzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus dem fürstlichen Pallast den 10ten April 1811.

Es hat sich seltsam mit mir gewendet. Ich stehe vor der verschlossenen Thür meiner Zukunft. Es wird auf mich ankommen, sie zu öffnen, und in unbekannte Reiche voll Seligkeit, aber auch voll schmerzlicher Kämpfe, einzugehen, oder, sie unberührt lassend, das Schneckenleben der Alltäglichkeit und der Entbehrung fortzuführen, das mir nachgerade sehr lästig zu werden anfängt.

Das große Räthsel ist gelöst. Was mir unbegreiflich schien, liegt hell und klar vor mir. O nein! Die Liebe kann nicht aufhören, wenn sie echte Liebe ist. Ich vertraue Dir, was Niemand auf der Welt wissen, ja auch nicht ahnen darf.

Rosalie liebt mich noch. Unsere Seelen ha-

ben sich berührt, der magische Strahl hat gezündet. Kann ich dafür? War es mein Wille?

Ein Zufall hat uns in **bad zusammengeführt, ein Zufall that es jetzt wieder, und wenn es keinen Zufall gibt, so war es die Vorsicht. Auf keine Art war ein Entrinnen möglich. Ich trage keine Schuld.

Ja, Rosalie liebt mich mit eben der Gluth, wie in Sarning, wo ich die Unglückliche unerbittlich von mir stieß. Sie ist nicht blühend, nicht fröhlich, nicht unterhalten von dem Geräusch, das sie umgibt. Mit zerrissenem Herzen, mit zurückgedrängten Thränen, durch alle Hülfsmittel der Kunst den Verfall ihrer Gestalt verbergend, durch alle Täuschungen der Weltklugheit die Zerstörung ihres Inneren verhüllend, hat sie, theils um sich zu betäuben, theils um wenigstens in meiner Nähe zu seyn, sich in das tolle Gewühl gestürzt. Jetzt weiß ich Alles. Ich habe sie am Morgen nach dem letzten Ballfeste gesprochen, wo zuerst die schroffe Scheidewand, die Pflicht und Selbstbeherrschung zwischen uns aufgeführt hatten, vor dem unmittelbaren Gespräche des Herzens, vor der brennenden Berührung unserer Blicke zusammenstürzte. O wie ganz anders war sie an jenem Morgen!

Bleich, zusammengesunken, ganz verblüht schien es unbegreiflich, wie sie wenige Stunden vorher so schimmernd, so schön hatte seyn können. So schön? Ach mir schien sie in ihrer verwelkenden Blüthe viel anziehender, als in dem Flitter des täuschenden Anzugs!

Als sie meine Kälte und die Nachläßigkeit sah, mit der ich an ihr vorüberging, war ihr Entschluß gefaßt. Ihr Selbstgefühl erlaubte ihr nicht, dem Mann, der sie so ganz vergessen hatte, auch nur ahnen zu lassen, daß sein Andenken und alle heiße Liebe für ihn noch in ihrer Brust lebe. Und ich, ich konnte sie in demselben Augenblick, wo ich sie mit beyspielloser Unachtsamkeit behandelte, des Wankelmuths beschuldigen? Was hatte denn ich gethan? War nicht alle Gluth, die in **bad und in Sarning so hoch loderte, auf das Geheiß der Pflicht erstickt worden, und hatte ich sie nicht Leonoren aufgeopfert?

Eine eiskalte Hand greift bey dem Klange dieses Nahmens in mein stürmendes Herz. Ja, Leonore ist edel, liebenswürdig, sie ist mein Weib, die Mutter meiner Kinder. — Aber darf ich das Wesen, das so unaussprechlich für mich, durch mich gelitten hat, so ganz hinwegschleu-

dern, und mitleidslos der Verzweiflung hingeben, um den klaren Himmel Leonorens auch nicht mit der kleinsten Nebelwolke zu trüben? Was ist denn ihr Verbrechen? Sie liebt mich? Das thut Leonore auch. Sie ist mir nicht angetraut? — Das ist der Knoten. Es ist ein Unglück, aber kein Verbrechen. Und wenn es eines wäre, käme es mir zu, es so schrecklich zu bestrafen?

Nein, Leonore soll nicht unglücklich werden. Ihr Wohl, und ihre Zufriedenheit werden mir immer theuer, ja ich kann sagen, immer heilig seyn. Kann ich auch Rosalien nicht ganz verlassen, und nicht zugeben, daß sie durch mich unaussprechlich elend werde, so soll doch Leonorens stilles Glück nicht im mindesten gestört werden, und sie soll, wenn sie an meinem Herzen ruht, aus keinem matteren Schlage desselben ahnen, daß ich sie minder warm umfasse, als in den schönen Tagen, wo ich sie mit Lust ihrem unbekannten Bräutigam abgekämpft hatte, und, als ich es nicht vermochte, den Welttheil fliehen wollte, wo sie lebte, ohne mein zu seyn.

Das ist mein Entschluß. Ich kann keinen anderen fassen, denn es verträgt sich kein anderer mit meiner Ehre, und mit dem, was ich den zwey edelsten weiblichen Wesen, die

beyde mit treuer Neigung an mir hängen, schuldig bin.

Übrigens bin ich hier nichts weniger als vergnügt. Es finden sich allerley Dornen in meiner Bahn, die ich zwar niemahls freudenvoll, aber doch nicht mit so vielen Unannehmlichkeiten umhegt glaubte. Meine Beruhigung ist, daß es für keinen Fall lange währen wird, und ich dann wieder frey, und Niemand angehörig seyn werde, als mir selbst, und den Wesen, die ich mit Liebe umfange. Leb wohl!

Sechzehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 10ten Aprill 1811.

Wünsche mir Glück, liebe Bertha! Ich bin am Ziele. Er liebt mich noch, und er hat mir's gestanden. Nun, nun ist er mein, unwiderruflich, unzertrennlich! In diesem Gedanken liegt die Seligkeit der ganzen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Alle Zweifel sind entflohen, Alles tritt mir hell und freundlich entgegen, und das Leben lacht mich in seinen heitersten Gestaltungen an. O ich bin ganz, ganz glücklich!

Aber ich habe dieß Glück auch verdient; denn ich habe es, theuer genug, mit tausend Thränen, Ängsten, Zweifeln und Verzweifeln erkauft. Was habe ich nicht ausgestanden von jenen zerreißenden Auftritten in Sarning an, durch so manchen Abend voll Kampf, Verstel-

lung und Unsicherheit, durch so manche schlaflose Nacht, wo die Bilder des Einst und Jetzt sich in wildem Streit vor meinen irren Sinnen vermengten, wo, was ich je gelitten, alle Gestalten, die feindlich oder begütigend durch mein Leben gezogen waren, sich in Chaotischer Verwirrung in meinem Gehirn drängten, und auf eine besonders schmerzliche Weise die Erinnerungen aus meiner ersten Ehe, das Bild jenes Mannes, der mir in meiner schrecklichsten Lage wie ein rettender Engel erschienen war, und gegen den allein ich im Unrecht zu seyn gestehen muß, sich mit Fahrnau's Bild wunderbar vermengte! O keine Sprache nennt, was ich erduldet! Doch es ist vorbey, ich bin belohnt!

Bey der Vorstellung der Tableaux fiel der erste Hoffnungsstrahl in meine Seele. Es war großentheils mein Werk, daß sie gegeben wurden; aber meine Rechnung schien mich Anfangs ganz betrügen zu wollen. Ludwig hatte sich entschuldigt, und Leonore spielte mit. Das war gegen meinen Plan. Ich sann und sann vergebens; denn Graf Milota, gegen dessen Gestalt und Geschicklichkeit nichts einzuwenden war, hatte die Rollen, welche Fahrnau zugedacht waren, bekommen. Endlich wurde Leonore unpäßlich,

und nun, da das Feld frey war, wurde es mir leicht, eine, aber auch die wichtigste aller Rollen, den Theseus im letzten Gemählde, in Fahrnau's Hände zu spielen. Die Fürstinn befahl. Er mußte gehorchen.

Gott! wie ich da knieend, mit gerungenen Händen als Ariadne am Meeresufer lag, und er in aller Schönheit seiner Göttergestalt vor mir stand, so halb von mir abgewendet, so entschlossen, mich zu verlassen, als damahls in Sarning! Wie das Bewußtseyn jener Scene sich in seinen verwirrten Blicken mahlte, die mich halb vermieden, halb suchten, und Momente lang brennend auf mir hafteten! Ich ließ ihn meine Thränen sehen, und ich sah ihn sich mit allen Zeichen der heftigsten Erschütterung abwenden. Doch hatte ich die Kraft, als der Vorhang sank, ich mich erschöpft aufhob, und Fahrnau und der Hofmarschall mir zugleich den Arm bothen, um mich zu unterstützen — ich hatte die Kraft, sage ich, das wildschlagende Herz zu bezähmen, und diesem die Hand zu reichen, indeß ich Ludwig höflich dankte.

Wie mir aber in dem Augenblick war, das kann nur allenfalls der verzweifelnde Spieler mir nachempfinden, der seine letzte Habe auf

Eine Karte gesetzt hat, und nun unter Todesangst erwartet, wie sie fallen wird.

Sie ist mir zu Gunsten gefallen! O Bertha! Könnte, dürfte ich es doch in die ganze auflebende Natur hinausjauchzen! Er liebt mich noch! — Er trat zurück. Befremdung und beleidigter Stolz mahlten sich in Blick und Stellung. Von dem an sprach er kein Wort mehr mit mir. Er vermied mich sichtlich, wich jedem Gespräch, jeder Annäherung mit auffallender Kälte aus, und wenn mein Auge zufällig dem seinigen begegnete, wandte sich dieß in bitterem Unwillen von mir ab, und ich hörte ihn einigemahl über den Flattersinn der Frauen declamiren. Welche Musik waren diese Bitterkeiten in meinen Ohren!

Indessen war das nur ein schwacher Anfang, und ich schrieb Dir damahls, daß es noch viel bedürfe, um mit einiger Zuversicht sich schmeichelnden Aussichten zu überlassen.

Ein Hofball mit Aufzügen sollte die Ankunft des Bruders der Fürstinn verherrlichen, und Hof und Stadt sahen in gespannter Erwartung dem als sehr glänzend verkündigten Feste entgegen. Man wollte eine Gallerie aus den besten deutschen Trauerspielen darstellen, das heißt, die Personen aus Schiller's und Göthe's Mei-

sterwerken sollten im Costüme und mit bezeichnenden Attributen durch den Saal ziehen, jede Parthie sich vor der Estrade, auf welcher der Hof sitzen würde, in eine Art Tableau, welches den bedeutendsten oder mahlerischsten Moment des Stückes bezeichnete, ordnen, und sich wieder entfernen. Dann sollten die Jüngeren in ihren Anzügen eine Art von Ballet aufführen, das sinnreich ausgedacht, in einer leicht verknüpften Folge, und mit eigends dazu componirter Musik ebenfalls wieder einzelne Scenen jener Stücke darstellen würde. Es war ein hübscher Plan, bey welchem ich durch den Hofmarschall, ohne daß die Fürstinn es ahnete, die Hand im Spiel gehabt hatte. Mir ward die Rolle der Thekla im Wallenstein, und, weil die unverheiratheten Mädchen sich nicht entschließen wollten, Clärchen im Egmont zu spielen, und die meisten Frauen die Kosten und Unbequemlichkeiten eines zweyten Anzugs scheuten, auch diese zu Theil. Fahrnau sollte den Egmont oder Wallenstein übernehmen. Er schlug beydes aus. Seine Pflicht, die ihn an den Erbprinzen band, und ihm die Zeit nahm, bey den Proben zu erscheinen, diente ihm zur Entschuldigung; aber die rasche Bitterkeit, mit der er den Antrag

verwarf, und der stolze Triumph, mit dem er sich von mir wandte, füllten mein Herz mit einer angenehmen Empfindung.

Der Tag des Festes kam, und es fiel wirklich sehr gut aus. Ungemein geschmackvoll und prächtig gekleidet zog ein Trauerspiel, wenn ich so sagen darf, nach dem andern durch den Saal. Da Fahrnau nicht mitspielte, war Graf Milota, als Max Piccolomini und Brackenburg, eine der bedeutendsten Figuren, so wie Fräulein Ida O'born, als Königinn im Carlos, sich wirklich schön und ganz im Character ihrer Rolle ausnahm. Auch die Ubrigen hatte Lothar, der hier am Hofe, wie überhaupt in der großen Welt, eine glänzende und bedeutende Rolle spielt, mit Hülfe des Theater-Decorateurs sehr geschickt abzurichten, und mit Klugheit und Kunstsinn an ihre Plätze zu stellen gewußt. Er hat erstaunlich viel Kenntnisse, besonders in der Mahlerey gesammelt, seit Du ihn nicht mehr gesprochen hast, und weiß sie mit Geschmack anzuwenden.

Wir zogen durch die staunende Menge, die jeden erscheinenden Trupp mit erhöhtem Wohlgefallen und lautem Klatschen aufnahm. Vor dem Hofe wurden die Scenen geordnet. Fahrnau sah finster über den Prinzen, hinter dessen

Stuhl er stand, auf uns herab. Seine Blicke fielen verstohlen, aber brennend auf mich, und als Wallenstein mich (als Thekla) von Piccolomini (Milota) schied, und ich mich an Mathilden (die Herzoginn) lehnte, da sah ich eine heftige Bewegung durch sein ganzes Wesen zucken.

Als ich das zweyte Mahl, als Clärchen, im sehr gut gewählten Niederländischen Costüme an Milota's Hand erschien, schoß ein unwilliger Strahl auf meinen Begleiter, und ich glaubte in Ludwigs Seele zu lesen, daß Milota, der überhaupt seit längerer Zeit seine Bewerbungen zwischen Fräulein O'born und mir theilte, ihm ein Dorn im Auge war. Aber er wollte gleichgültig scheinen; und als der Bruder der Fürstinn, Egmont, den Mantel abwarf, und sich in der prächtigen Spanischen Kleidung den Augen des erstaunten Clärchens zeigte, und Alles um uns in Beyfallsbezeugungen unseres Spiels und unserer ganzen Haltung ausbrach, da blieb nur er kalt und flüsterte seinem Nachbar eine Bemerkung, die vielleicht ein Tadel seyn mochte, ins Ohr.

Die Aufzüge waren nun zu Ende. Vom Ballet hatte ich mich aus Furcht, zu sehr angestrengt zu werden, schon vorhinein losgemacht, und ent-

mich, so bald ich es mit angesehen hatte, dem Gedräng und der Hitze in eine einsame Gallerie, wo es ziemlich still und erfrischend war. Ich sah eine Weile dem Hin und Herwandeln der Masken zu. Aber mein Kopf war mit ganz andern Gedanken erfüllt; denn eine lange schwarze Maske, in ihren Tabarro fest eingehüllt, und das ohnehin schwarz verlarvte Gesicht halb im Mantel verbergend, war mir seit einer Weile im Saale von fern gefolgt, und hatte sich jetzt wieder in der Gallerie gezeigt. Da trat der Hofmarschall zu mir, und unter Vielen, die mich hier hätten stören können, war er mir sicher jetzt der Ungelegenste. Er versenkte sich in ein Gespräch voll zierlich steifer Redensarten, wie er denn immer glaubt, wenn er mit der Dichterinn Sarewsky spricht, ganz besonders geistreich seyn zu müssen. Nach und nach machten jene hohlen Redensarten zärtlichen Anspielungen Platz, seine Augen fingen an zu glänzen, und die ganze versunkene Gestalt strebte auf widerliche Art, sich in jugendlichem Feuer darzustellen. Er ward mir unerträglich, besonders da die schwarze Maske jetzt wieder mit raschen Schritten vorüber ging, und ich einen blitzenden Blick aus der Larve hervor nach uns schießen zu sehen glaubte.

Eine erschütternde Ahnung sagte mir, wer es sey. Nun drückte mich die Unterhaltung des Marschalls doppelt, und doch mußte ich ihn ertragen. Er hatte jetzt meine Hand gefaßt, er drückte sie zärtlich an seine Lippen. In dem Augenblicke ging der Tabarro noch einmahl und langsam vorbey, und blieb an einem Pfeiler gegenüber stehen. Die Argand'sche Lampe im Hintergrund des Ganges strömte nur ein zweifelhaftes Licht auf die hohe Gestalt, die in der dunkeln Verhüllung des Mantels und der Mauervertiefung wunderbar und geisterhaft vor mir stand. Daß es Fahrnau seyn könne, schien mir mehr als möglich; daß er hier stehen blieb, um uns zu beobachten, regte alle Fibern meines Wesens in unruhiger Spannung auf. Der Hofmarschall merkte meine Zerstreuung, und, sie ganz falsch deutend both er mir den Arm, um in einem andern Zimmer unser Gespräch ungestört fortsetzen zu können. Ich versicherte ihn, daß mir nicht ganz wohl sey, und ich hier in der kühlen Gallerie bleiben müßte, wohin ich meine Mathilde bestellt hätte, um mir etwas zur Erhohlung zu bringen. Sogleich both sich das dienstfertige Geschöpf an, mir zu verschaffen, was ich bedürfe, und, sich auf dem Absatz umdrehend, war er

auf dem Sprung, davon zu eilen, als ich ihn bath, sich auf keinerley Art zu bemühen, indem Ruhe und Stille Alles wäre, wessen ich bedürfte. Er verstand mich endlich, bath mich zärtlich, meine Gesundheit in Acht zu nehmen, und versprach mir, Mathilden aufzusuchen, um ihre Schritte zu beflügeln.

Er war fort. Mir ward leichter, und doch so beklommen, wenn mein Blick auf die dunkle Gestalt fiel, die noch immer an ihrem Platze stand. Jetzt, jetzt war vielleicht der entscheidende Augenblick da! Das Urtheil über Leben und Tod sollte mir vielleicht jetzt gesprochen werden! Ich bebte an allen Gliedern, mein Blick hing an der Maske, aufzustehen vermochte ich nicht. Da bewegte sie sich, und trat mir näher.

So in Gedanken, gnädige Frau, nach einer so anziehenden Unterhaltung? sagte eine hohle Maskenstimme.

Ich blickte auf. Wie schlug mein Herz! Ich glaubte bestimmt, sein großes dunkles Auge zu erkennen.

Sie könnten doch irren, Maske! sagte ich leise.

Worin? antwortete er: Ihre Unterredung war sehr lebhaft, und ihre jetzige Stellung ist sehr nachdenkend.

Ich schwieg, und sah zu Boden. Aus der Maske schossen brennende Blicke auf mich.

„Der Hofmarschall ist sehr glücklich, von der liebenswürdigsten und geistreichsten Frau mit so viel Auszeichnung behandelt zu werden.“

Das wird einen Unbekannten nicht viel kümmern, sagte ich, und stand auf, um fortzugehen.

Die Maske trat einen Schritt zurück: Was Frau von Sarewsky thut, ist niemand gleichgültig.

Niemand? rief ich aus, und der Gedanke, daß es vielleicht gerade den, dem allein es wichtig seyn sollte, so wenig anfocht, legte etwas Schmerzliches in meinen Ton: O Gott! Es ist recht vielen Menschen gleichgültig. Das glauben Sie mir, Maske! Ich wandte mich.

Er trat mir ganz nahe; Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich Ihnen widerspreche. Sie könnten allenfalls irren, und Manchem sehr unrecht thun.

Nein, Maske! erwiederte ich: Im Sonnenschein der Fürstengunst welken stille Erinnerungen, und auf dem glatten Boden des Hofes gedeiht kein warmes Gefühl.

Diese Erfahrung habe ich auch gemacht, rief der Fremde heftig, und schon glaubte ich den

Klang der bekannten Stimme durch die Verstellung zu erkennen. Ich fing an zu zittern. Je gewisser es mir ward, daß es Fahrnau sey, desto wichtiger ward mir jedes seiner Worte. Es vergißt sich nichts so leicht, als ein ferner Freund, setzte er mit Bitterkeit hinzu, und es ist erstaunlich, wie schnell im Geräusche der Welt Erinnerungen verhallen, und Thränen trocknen.

Die meinigen schwollen mir in den Augen. Ich hob meine Hände zum Himmel. Gott weiß, daß das nicht überall wahr ist, rief ich aus tiefer Brust, und hielt die strömenden Thränen nicht mehr zurück.

Rosalie! rief Ludwig nun mit seiner Stimme: Wie war es möglich, daß Sie mich so ganz vergessen konnten?

Fahrnau!

Sie weinen, Rosalie? Wem fließen diese Thränen? Was bedeuten ihre räthselhaften Worte? Er hatte meinen Arm gefaßt und hielt mich fest.

Wir sind geschieden, Herr von Fahrnau! sagte ich: Sie haben mich von sich verbannt; ich habe Ihnen gehorcht, und nun haben wir weiter nichts mehr mit einander zu sprechen. Ich wollte mich losmachen.

Rosalie! rief er heftig: Liebst Du mich noch? Hast Du in Sarning Dein Spiel mit mir getrieben? Oder können solche Gefühle so schnell verlöschen?

Ich blickte zu ihm empor. Er verstand mich. Du liebst mich noch, ja Du liebst mich noch, rief er, und unsere Herzen können nicht geschieden werden! Ich sank an seine Brust.

Nach einigen Secunden der höchsten Seligkeit richtete er sich empor, und blickte mich düster an.

„Das Leben scheidet, was das Gemüth vereint. Rosalie! Die Welt kann unsere Verbindung nicht billigen."

Fahrnau! sagte ich gefaßt: Ich ahne, was in Ihrer Seele vorgeht. Lassen Sie uns Freunde seyn! Unsere aufgereizten Gemüther haben den stillen Pfad verfehlt, der uns zu sanftem, schuldlosem Glück geführt hätte. Das läßt sich verbessern. Wir wollen uns gut seyn, uns achten, und vertrauen, und freundlich mit einander leben. Wollen Sie das? Ich reichte ihm die Hand hin.

Er sah mich zweifelnd an, und zögerte. Nach einer Pause sagte er: Was Sie vermögen, sollte das zu schwer für mich seyn? Ja, Rosalie! Er schlug in meine dargebothene Hand: Dein Freund! Der Bruder Deiner Seele!

Mein Bruder! rief ich, und schlug meinen Arm um seine Schulter. O wie selig war dieser Augenblick, wo alle Verhältnisse und irdischen Schranken, wie Asche und Staub, von uns fielen, und die gereinigten Seelen, eine sich in der andern erkennend, zum Himmel aufstrebten!

Ich hörte gehen. Es kamen Menschen die Gallerie herab. Morgen sehen wir uns! flüsterte ich ihm zu: Du besuchst mich, Bruder! Um eilf Uhr erwarte ich Dich. Ich ging den Kommenden entgegen. Fahrnau verlor sich im Hintergrund.

Er kam richtig am andern Morgen. Die langen Anstrengungen durchlittener Wochen und Monathe haben meine Gestalt sehr herab gebracht, und nur ein sorgfältiger Putz und etwas Schminke hatten mir das Ansehen ungebrochener Blüthe gegeben, das ich vor Fahrnau's Augen haben wollte. Ich erschrak beynahe, als ich vor den Spiegel trat, vor diesen erloschenen Augen, vor dieser Blässe! Mathilde wollte mich bereden, etwas Roth aufzulegen. Ich stand einen Augenblick an, dann unterließ ich es. Warum soll er die Verheerung nicht sehen, die Liebe und Treue um ihn in mir angerichtet? Warum soll er nicht die ganze Gewalt kennen, die er über mich übt? Man meldete ihn. Bey dem Klange seines Nahmens bebte ein sü-

ßer Schauer durch mein Wesen. Ach wie lange hatte ich ihn in dieser Beziehung nicht aussprechen gehört! Als er nun eintrat, als er neben mir saß, unsere Seelen sich im Gespräch ergossen, wir einander so viel zu sagen hatten, sein Auge so freundlich, so gerührt auf der Verwelkten, um ihn Verwelkten lag, und jede Freude verschönert, jeder Schmerz gemildert uns aus dem Spiegel der Erinnerung ansprach — O Bertha! Waren diese Augenblicke nicht alle die Leiden werth, die ich darum erduldet?

Seitdem sehen wir uns alle Tage, zwar heimlich, aber um so süßer, oder, wenn das nicht seyn kann, fliegen zarte Blätter hin und her, die in Ermangelung mündlichen Gesprächs sagen, was sich nie oft, nie ausdrucksvoll genug sagen läßt, wie innig, wie rein wir uns lieben.

Sieh Bertha! So glücklich bin ich, und zittere oft vor der Größe meiner Seligkeit.

Siebenzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Aus dem fürstlichen Schlosse den 12ten April 1811.

Ich habe Dir sehr lange nicht geantwortet, liebe Schwester! Drey Deiner Briefe liegen vor mir. Schon im zweyten rügtest Du mein Stillschweigen, und beklagst Dich im letzteren ernstlich darüber. Verzeih! Es war mir nicht möglich zu schreiben, denn es war mir nicht möglich, meine Gedanken zu sammeln. Es ist gar viel, und gar viel Schmerzliches seit dieser Zeit vorgegangen. Ich habe große Stürme zu durchkämpfen gehabt, und meine Verirrung in Rosenstein hat mich gewitzigt, nicht wieder im ersten Drang des Gefühles über meine Lage zu urtheilen, und zu schreiben. Nun aber habe ich Zeit gehabt, Alles recht klar und ungezweifelt zu erkennen. Das Unglück meines Lebens ist so unwiderruflich entschieden,

daß ich wirklich ein Unrecht an Dir und mir beginge, wenn ich Dir verschwiege, was sich Hof und Stadt lachend in die Ohren flüstern, und was man nur aus Schonung gegen mich mir zum Theil verbirgt.

Jenes Weib — der Gedanke an sie regt mein Innerstes auf, und ihr Nahme schwillt auf meiner Zunge — hat es endlich durch alle Künste der Hölle dahin gebracht, wornach ihr frevelndes Streben zielte. Erlaß es mir, ihr durch das Labyrinth ihrer Schlangenwege und Theaterkniffe nachzufolgen! Es wäre ein eben so unwürdiges als empörendes Geschäft, und ich weiß nicht, ob ich sie mehr verachte, oder hasse. Genug, Fahrnau's Herz wurde auf alle Art bestürmt. Was in **bad der gewöhnlichen Coketterie, in Sarning der Maske der hingebenden Liebe nicht gelungen war, glückte nun auf dem Wege der verstellten Gleichgültigkeit. Sie hatte schlau gerechnet. Auch hatte sie alle Fäden in ihrer Hand, und Fürst und Hof, Freunde und Feinde mußten sich wissentlich oder willenlos verbinden, das Werk ausführen zu helfen. O sie kennt Ludwig und sein Geschlecht sehr gut. Wie sollte sie es auch nicht! Sie hat es zum Zwecke ihres hingeworfenen Lebens gemacht, es zu ergründen und zu behan-

deln. Darum gelingt auch solchen Geschöpfen immer, was eine bessere Frau nie erlernt, oder zu tief unter sich hält.

Ein großes Fest, ein Ball mit Aufzügen und Tänzen, wurde bey Hofe vorbereitet. Ich sollte dabey seyn. Aber ich wußte, daß jene Person vor Allem dabey glänzen würde; ich konnte vermuthen, daß man auch Fahrnau nicht übergehen würde, und ich entschuldigte mich.

Ludwig nahm keine Rolle. Warum? sagte er nicht, wie er überhaupt seit der Vorstellung jener Tableaux nachdenkender geworden war, und jenen Nahmen selten gegen mich nannte. Sie erschien als Thekla und Clärchen in wirklich verführerischer Schönheit. Sie war so trefflich angezogen, und stellte ihre Rolle mit so viel Wahrheit dar, daß Alles, von ihr bezaubert, den andern Mitspielenden wenig Aufmerksamkeit schenkte, und ich wohl bemerken konnte, welchen gewaltsamen Eindruck diese Darstellung auf Fahrnau's Herz machte, wie seine Blicke scheu und verstohlen, aber um so brennender, der blendenden Erscheinung folgten, und er nur vergebens strebte, der Zerstreuung und Unruhe zu gebiethen, die sein ganzes Wesen beherrschten.

Die Züge und ein pantomimischer Tanz, der

darauf folgte, waren vorbey. Fahrnau begleitete seinen Zögling in sein Zimmer, denn es war Mitternacht. Clärchen in ihrem Costüme zeigte sich bald an Graf Milota's, bald an eines Andern Arm, bald hier, bald dort. Aber Fahrnau war, und blieb verschwunden, ohne mir Etwas darüber zu sagen, oder mich auf sein Wiederkommen zu bereiten. Meine Besorgnisse vermehrten sich, als eine schwarze Maske, schwarz verlarvt, dem schönen Clärchen zwar in einiger Entfernung, aber unabläßig folgte, und sichtlich an dem Orte vorüber zu gehen vermied, wo ich mit Mathilden saß. Figur, Anstand, Gang, noch mehr mein Herz sagten mir, wer es sey.

Eine unaussprechliche Unruhe bemächtigte sich meiner. Ich wurde zerstreut, meine Blicke folgten der schwarzen Maske, die nun beständig hinter jener Person zu sehen war, so oft diese mit Milota im angelegentlichen Gespräch durch den Saal ging. Endlich hielt ich es nicht länger mehr aus. Unter dem Vorwande der Schläfrigkeit verließ ich Mathilden, und zog mich in meine Zimmer zurück. Mit einigen Musselintüchern war bald eine genugsame Verhüllung geordnet, und so kehrte ich unter bangen Herzensschlägen in den Saal zurück, der schon leerer zu werden anfing.

Ich durchstreifte ihn zwey Mahl in entgegengesetzten Richtungen. Ich sah Niemand, und meine Besorgnisse vermehrten sich. Nun betrat ich die Seitenzimmer. Nirgends war jene Frau, oder die schwarze Maske zu sehen, bis ich endlich in einer Gallerie, die schwach erleuchtet nur zum Durchgang diente, und folglich einsam und kühl war, die Verführerinn, auf einem Sopha in nachlässiger Stellung hingeworfen, und den Oberhofmarschall läppisch um sie beschäftigt fand. Sonst war Niemand in der Nähe, und mein Herz erhob sich wieder. Ich stand am Eingang der Gallerie. Eine Säule entzog meinen Anblick dem zärtlichen Paar; ich aber sah es in einem Spiegel, der, mir zur rechten Hand, im Grund des Ganzen angebracht war, und wie ich länger in denselben hineinsah, erblickte ich noch eine dunkle Gestalt, die jenen Beyden gegenüber hinter einem Pfeiler stand. Ich sah schärfer hin. O Gott! Es war die schwarze Maske, die ihre Blicke unverwandt auf das Paar beym Kanapeh geheftet hielt. Vorsichtig zog ich mich hinter die Säulen zurück. Keines von allen Dreyen konnte mich in der Stellung, die sie jetzt hatten, erblicken, und daß sie zu sehr beschäftigt waren, um um sich zu schauen, zeigte ihr Benehmen. End-

lich ging der Hofmarschall. Die Person blieb gedankenvoll sitzen, und ich sah sie verstohlen nach der schwarzen Maske blicken, die sie wohl so gut errathen hatte, als ich. Jetzt trat die Maske hervor, und begann ein Gespräch, von dem ich nicht viel verstand, weil diese mit verstellter Stimme, die Frau aber sehr leise sprach. Nach und nach belebte sich die Unterhaltung. Jetzt erkannte ich Fahrnau's Stimme. Ich vernahm, daß er ihr Vorwürfe über ihre Kälte machte. Sie brach in Thränen aus, er wurde erschüttert. Nun begannen die Klagen von ihrer Seite, ich hörte seine Stimme in immer weicheren, zärtlicheren Klängen — ach wie ich sie sonst, und nur ich allein in unvergeßlichen Stunden gehört hatte! — zu ihr sprechen. Sie blickte, mit glühender Leidenschaft in den schwimmenden Blicken, zu ihm empor. Meine Kniee schwankten, ich hielt mich mühsam an der Säule. Jetzt breitete sie ihre Arme aus, und sank lautweinend an seine Brust. Ihr Sieg, seine Bethörung und mein Unglück waren entschieden. Ich schleppte mich fort. Wie ich auf mein Zimmer und ins Bette kam, weiß ich bis diese Stunde nicht. Vor meinen Augen stand nur die Gruppe, in meinen Ohren klang nur seiner Stimme unwiderstehlicher Ton, an eine An=

dere — und welche Andere! — verschleudert, und nur der Gedanke, daß er nun ganz in ihrer Gewalt sey, füllte meine Seele. Am andern Morgen ging ich wie eine Träumende herum. So, glaube ich, muß dem Nachtwandler zu Muthe seyn, dessen Körper maschinenmäßig seine Verrichtungen treibt, ohne daß die Seele auch nur das Geringste davon weiß. Zum Glück kam Fahrnau den Morgen über nicht in sein Apartement, weil der Erbprinz nicht ganz wohl war. Aber er schickte dreymahl herüber, zuerst, um dieß melden zu lassen, und, weil ich damahls noch nicht aufgeschlossen hatte, noch zweymahl, um sich erkundigen zu lassen, wie es mir und den Kindern gehe. Ach was sollten diese freundliche Sorgfalt, und diese Aufmerksamkeiten, die entweder geheuchelt, oder, wenn sie noch aus der weichen Seele kamen, nur ein Allmosen waren, das der Räuber dem, dem er seine ganze Habe genommen hat, als Zehrpfennig zuwirft!

Doch hatten sie Eine gute Wirkung. Sie erinnerten mich an die schwere Pflicht, mich zu fassen, das Betragen zu überlegen, das ich künftig anzunehmen hätte, um, wenn Ludwig bald, wie es zu hoffen war, herüber kommen würde, ihn gehörig zu empfangen. Nicht ohne schweren

Kampf, und nach vielen Thränen und Gebeth fand ich endlich die Kraft, mich leidlich zu halten, auf keine Weise des Vorgefallenen zu erwähnen, für jetzt keine Veränderung zu zeigen, aber nach und nach meine Liebe mehr in mich zurück zu drängen, stets freundlich, aber nie unaufgefordert zärtlich, stets eine treue Hausfrau, nie mehr eine zu liebende Gattinn zu seyn.

Mein Vorhaben gelang. Fahrnau ahnet nicht, daß ich etwas weiß. Ich schließe es am sichersten aus dem undurchdringlichen Geheimniß, das er selbst über die Sache breitet, und mit Anstand und Feinheit behauptet. Gegen mich ist er unverändert, eben so warm, so liebevoll, als sonst. Ist das Doppelherzigkeit? Oder was soll ich davon denken? Ich lasse es hingehen, und scheine nichts zu bemerken. Das ist Alles, was ich vermag, so wie ich überhaupt mir fest vorgenommen habe, gegen Jedermann, am allerersten gegen Ludwig, diese Geschichte ganz zu ignoriren.

So lebe ich seit drey Wochen — ein Schattenleben würde ich sagen, wenn das peinlichste Gefühl, und die stete Anstrengung, mich zu beherrschen, mir nicht zu deutlich zurück riefen, daß ich unter Menschen, und an einem Hofe lebe.

Ich fühle mich körperlich und geistig ange-

griffen, und sehe voraus, daß dieser Sommer, den ich fern von meinen Gebirgen, entweder in der Residenz, oder höchstens auf dem fürstlichen Lustschlosse in einer feuchten Ebene werde zubringen müssen, meine Gesundheit sehr herunter bringen wird. Hätte ich keine Kinder, so würde diese Aussicht mir wie ein tröstender Engel erscheinen; aber ich darf nicht einmahl wünschen, daß der Tod mein müdes Daseyn ende.

Ich mag jetzt auch nicht einmahl mahlen. Meine Staffeley und meine Farben ekeln mich an. Ach zu viele marternde Erinnerungen gesellen sich zu dieser einst so theuern Beschäftigung! Wie er sich an meinen Arbeiten erfreute, wie er Theil daran nahm, mir half, mir das Beschwerliche der mechanischen Zurüstungen abnahm, damit ich nur im Genusse des Schaffens und Bildens schwelgen sollte! Die beyden Skizzen aus der Geschichte der Panthea habe ich tief unter alle Zeichnungen vergraben. Ich mag sie nicht sehen. Sie rufen jene letzte Zeit in Rosenstein, das wehmüthig schöne Verhältniß zurück, das mich mitten unter Schmerzen und Zittern noch mit unendlich süßen Gefühlen umfing. Damahls hatte er, von mächtiger Versuchung fortgerissen, gewankt; aber er hatte sich ermannt. Er kannte seine Schwäche,

er gestand sie ein, und suchte bey mir Theilnahme, Schonung, Kraft. Ich erkannte das edle Gemüth in diesem Streben, und ich konnte den Mann, der Einmahl gefehlt, und seinen Fehl so edel wieder gut gemacht hatte, nicht minder achten, als lieben. Aber nun? Nun ist er falsch! Nun heuchelt er! Nun ist mein Unglück unwiderruflich!

Eine Vorkehrung habe ich noch getroffen, die mir nöthig schien. Alle deine Briefe, und was sonst unter meinen Zeichnungen oder Papieren Bezug auf meine Lage hat, ist in ein eigenes Portefeuille zusammen geordnet. Das darf Niemand sehen, und meine Jungfer hat mir mit einem Eide geloben müssen, im Fall meines Todes es Dir versiegelt zu überreichen. Ich will keine verlassene Dido spielen. Schlimm genug, daß ich es b i n. Erkennt Ludwig sein Unrecht nie, auch nicht über meiner Gruft, so würde es ihm nur lächerlich oder mitleidswerth erscheinen, wenn er erführe, wie viel ich um einen Undankbaren gelitten. Sollte er es einst einsehen, wenn es zu spät ist, so dürfen jene Erinnerungen sein Herz nicht noch mehr zerfleischen. Leb wohl!

Achtzehnter Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Waldemuth den 15ten Aprill 1811.

Dein Brief vom 12ten März und noch ein späterer trafen mich hier in Waldemuth bey meinem Oheim, der sich sehr freute, mich nach so langer Zeit wieder zu sehen. Ich hatte ihm früher meine Ankunft im Vaterlande, späterhin meinen Besuch gemeldet. Ich bin kein Freund von Überraschungen, auch nicht von freudigen. Unsere reinsten Freuden sind ja meist vor dem Genusse, wenn die Wirklichkeit noch nicht den jungfräulichen Reiz des holden Traumbildes entweiht, und den bunten Staub der Phantasie von den Flügeln der jungen Freude gestreift hat. Der gute Greis empfing mich mit väterlicher

Rührung, unsere ersten Gefühle fanden keine Worte.

Er fand mich merklich verändert, gealtert. Das erkannte ich sogleich an dem Ausdruck seiner staunenden Züge; später hat er es mir gestanden. Es sind neun Jahre, seit er mich nicht sah. Der Jüngling wäre unter allen Umständen während dieser Zeit zum Manne gereift; mich aber haben meine Schicksale, meine Reisen zwanzig Jahre voraus geführt. Er glaubte meinen Vater eintreten zu sehen, wie er vor dreyßig Jahren als kräftiger, völlig gereifter Mann oft zur selben Thüre hereingekommen war. Eine zufällige Ähnlichkeit der Kleidung trug das ihrige zu der wunderlichen Täuschung bey.

So weiß ich doch, wie ich ungefähr aussehe. Ich erinnere mich meines Vaters in seinen früheren Jahren noch wohl, wenn er auf die Jagd ging, oder seinen Leuten Befehl austheilte. Lächle nicht, Hermann! Es lag für mich etwas Schauerliches in dieser Bemerkung meines Oheims. Dem Längstverstorbenen bin ich ähnlich; für den wurde ich im ersten Augenblick gehalten, der wohlbewußt seit zehn Jahren im Grabe schlummert. Ich bin ja auch todt, todt für diese Welt, die mir keine Freuden zu geben,

keine Leistung einer theuern Pflicht von mir zu fordern hat! Dieser Oheim ist das einzige Wesen, das durch ein heiliges Naturband an mich gehalten wird. Sonst gehört mir Niemand an. Dich hat mein Herz erwählt. Wirst auch Du Dich von mir losreißen? — Nein, Du wirst es nicht. Das erkenne ich so klar, wie ich mich selbst erkenne, und Deine letzten Briefe beweisen es wieder. Sie waren Himmelsthau für mein dürstendes Herz, das nur Liebe verlangt, und nur Kälte und Undankbarkeit gefunden hat.

Ich habe Dich wohl verstanden, lieber Hermann! Ich weiß, wo Mathilde lebt. Ist sie noch das stille, klare Gemüth, wie Du sie schilderst, so muß ihre Lage dort sehr unangenehm seyn. Ihr Beyde habt gehandelt und getragen, wie ich es von euch, den theuern Gespielen meiner Jugend, erwartete. Aber nun habe ich Etwas von Dir zu erbitten, und jene Erinnerungen an unsere gemeinschaftliche goldne Zeit sollen nicht umsonst vorausgeschickt seyn. Sie sollen Dich geneigt machen, meinen Wunsch zu erfüllen.

Du hast, wie Du mir schreibst, Dich früher vorbereitet, einst Deines Vaters Geschäfte auf unserer oder einer anderen Herrschaft zu übernehmen, und Deine jetzige Anstellung hat, wie

ich aus Deinem zweyten Briefe sehe, auch keine sehr verschiedene Richtung. Sieh nun, lieber Bruder! In Waldemuth braucht der kränkelnde Oheim, in Fallowetz, das ich seit sechs Jahren nicht mehr gesehen habe, ich einen verläßlichen und geschickten Beamten. Willst Du uns den Gefallen thun, Deiner jetzigen Anstellung zu entsagen, und dafür eine dieser beyden Stellen anzunehmen? Du verpflichtest Jeden von uns gleich stark, und ich schildere Dir keine von beyden, da Du die Localitäten selbst kennst. In Waldemuth würde ich die Freude haben, Dich ohne peinliche Erinnerungen öfter zu sehen. In Fallowetz würde Deine Gegenwart allein es mir möglich machen, meine Schauer zu überwinden, und den Ort meiner Geburt wieder zu betreten.

Doch nun genug von diesem Geschäfte. Es ist eine Stelle in Deinem ersten Brief, die mich tief bewegt, und manche alte Gedanken und Gefühle, welche ich mit Mühe zum Schweigen gebracht, wieder erweckt hat, die Stelle nähmlich, wo Du mir von der Lösung meiner einseitigen Ketten sprichst. Glaubst Du wohl, daß solche Gedanken sich nicht längst mit allen goldnen Morgenwolken eines schönen Tages in meiner Seele bewegt haben? Glaubst Du nicht, daß

ich darüber mit Eifer nachgesonnen, und mit aller Kraft meines Gemüths darnach gestrebt habe? Aber eine höhere Ordnung der Dinge und die Überzeugung, daß wir das, was wir im Allgemeinen für Unrecht halten, in keinem Falle uns selbst erlauben sollen, hielten mein glühendes Streben zurück.

Ich muß von einem Punct ausgehen, der mich freylich in eine von der Deinigen ganz verschiedenen Richtung stellt. Wir haben über natürliche und positive Religion zu oft miteinander gesprochen und gestritten, als daß ich Deine Worte nicht wohl hätte verstehen und fühlen sollen, was Du meintest. Du denkst anders, als ich. Lectüre und Umgang haben verschieden auf Dich gewirkt. Du bist ein streng moralischer Mensch, und auch in gewissem Sinne religiös; aber Du bist nicht eigentlich Christ, vielweniger strenger Katholik. Auf mich haben die Welt, mein Unglück, meine Erfahrungen anders gewirkt. Wir wollen das unberührt lassen; aber ich mußte Dich daran erinnern, um Dir meine Ansicht begreiflich zu machen.

In dieser Ansicht nun habe ich die heiligen Schriften, ich habe die Kirchenväter und so viele ältere und neuere Werke über diesen Gegenstand

durchlesen, ich habe mit Theologen meiner und anderer christlicher Secten darüber gesprochen, ich habe über die Erscheinungen der neueren Zeit, über die Folgen der Trennbarkeit der Ehen in dem revolutionären Frankreich und im protestantischen Deutschland nachgedacht, und endlich gefunden, daß eine Lehre, welche die von Gott selbst als so heilig ausgesprochene Verbindung mit himmlischer Sanction zu einem viel mehr als bürgerlichen Contract erhebt, und dadurch eine Einrichtung der Natur, die uns mit den Thieren in eine Classe setzt, adelt und vergeistigt, vor allen übrigen unsern Beyfall verdiene. Es wurde mir klar, daß, was der Himmel zusammenfügte, der Mensch nicht trennen soll, und — Dir darf ich es gestehen — aus dieser Klarheit, so streng sie meine Hoffnungen abschnitt, floß der erste Tropfen Balsam in meine Wunden.

Wollen, was die göttliche Gerechtigkeit und Weisheit wollte, schien mir das Erhabenste, was der Sohn des Staubes vermag; und so glaubte ich als Christ die Worte des Römischen Weisen übersetzen zu müssen, die uns als Knaben oft erhuben und begeisterten: Non pareo diis, sed assentior. Aber abgesehen von die-

sen Beweggründen, die für unsere Zeitgenossen, eben weil sie aus übersinnlichen Quellen fließen, wenig Beredendes haben würden, laß uns untersuchen, wie viel Gewicht in jenen Gründen liegt, die die Vertheidiger der Trennbarkeit der Ehen für sich anführen!

Diese Gründe sind: — der Leichtsinn, mit welchem in dem Zeitalter der Leidenschaftlichkeit und geringen Menschenkenntniß meistens die Ehen geschlossen werden, und die daraus entstehenden Mißverhältnisse, wenn die wenige Harmonie der falschbeurtheilten, oder ganz verkannten Charactere nach und nach grell hervortritt; —die Sorge für das spätere Alter, wo der Mensch eben des vertrauten freundschaftlichen Umgangs einer gleichgestimmten Seele bedürfte, und, von jugendlichem Leichtsinn verführt, sich oft an ein ganz heterogenes Wesen geknüpft sieht, das ihm sein Alter verbittert, statt es zu verschönen; — die Unleidlichkeit, ja die unaufhörlichen Aufreizungen, die gerade durch den Gedanken der Unauflösbarkeit eines drückenden Bandes entstehen, und endlich in Verzweiflung ausarten müssen, weil, wie sich einer der vorzüglichsten Romane über diesen Gegenstand ausdrückt, das harte Gesetz uns zu sagen scheint: Ich kann

zwar euer Glück nicht sichern, aber ich will eure Qualen verewigen*); — das üble Beyspiel für die Kinder, die, mit ihren mißzufriedenen, ewig in Zank und Widerstreit begriffenen Ältern in Einen unerbittlichen Kerker gesperrt, unaufhörlich Zeugen dieser Mißverhältnisse und empörenden Scenen seyn müssen, — endlich die Zuversicht, daß der Theil, welcher mehr liebt als der Andere, oder dem auf irgend eine Art mehr an der Dauer ihrer Verbindung liegt, Alles anwenden wird, bey der Möglichkeit einer Trennung den andern auf jede Weise zu schonen, ihm seine Bande leicht, das Zusammenleben angenehm, und so das gegenseitige Verhältniß leichter zu machen u. s. w.

Es ist wahr, die Ehen werden leichtsinnig geschlossen. Leidenschaft, Verblendung, oft auch Sinnlichkeit leiten das jugendliche Herz, und ach, wer weiß besser, als ich, wie schmerzlich man später solche Täuschungen büßt! Aber wenn bey uns, wo die Aussicht auf ein unauflösliches Band dem voreiligsten Herzen eine reifere Überlegung aufdringen sollte, doch so unüberlegt zu Werke gegangen wird, was lassen sich für be-

*) Delphine von Frau v. Staël.

sonnenere Maßregeln von denen erwarten, welche die Hoffnung nähren dürfen, ein übereilt geknüpftes Band wieder trennen zu können? Muß diese Zuversicht nicht eben den Leichtsinn verdoppeln, ja unendlich vervielfältigen, und die wildesten Entwürfe der Leidenschaft und Sinnlichkeit begünstigen? Man weiß ja, daß man sich zuletzt, wenn man sich nicht ertragen kann, trennen darf, und so wagt man kühn noch mehr, als wir wagen dürfen.

Und was diese Hoffnung betrifft: o glaube doch Niemand, der die menschliche Natur kennt, daß sie beytragen werde, ein an sich lästiges Beysammenseyn in der Aussicht auf eine mögliche Trennung erträglich zu machen! Ja, der Mensch erträgt jedes Übel leichter, von dem er weiß, daß es sich endigen wird. Aber dieß Endigen muß außer seiner Wahl und Willkühr gestellt seyn. Er muß nur wissen, daß es überhaupt ein Ende gibt. Sobald dieß Ende in seiner Hand liegt, und es nur auf ihn ankömmt, seinen peinlichen Zustand aufhören zu machen, glaubst Du, daß er dann zögern, daß ihn diese Aussicht williger zum Ertragen, geneigter zum Nachgeben machen wird? Im Gegentheil, das Bewußtseyn, seine Last abwerfen zu können, wenn er will,

wird sehr bald den Wunsch in ihm erregen, es ehestens zu thun; denn es liegt in der menschlichen Natur, die überhaupt von dem Begehrungsvermögen und der Sinnlichkeit beherrscht wird, das Unangenehme so wenig, und so kurze Zeit als möglich zu leiden. Jedes Mißverhältniß der Gemüther, jede störende Eigenheit, jede lästige Schwäche wird uns gar bald zur Ungeduld reizen, und der Gedanke, daß wir ja nicht schuldig seyen, uns immerfort oder auch nur lange so quälen zu lassen, uns bestimmen, das drückende Verhältniß je eher je lieber zu lösen.

Betrachte auf der andern Seite die allmächtige Gewalt der Gewohnheit und der guten Zeit! Wie Vieles erträgt sich durch Gewöhnung leichter, was nur dem Ungeübten im Anfange schwer fiel! Wie Manches, was uns beym ersten Anblick schreckte, lernen wir mit der Zeit unter anderen Ansichten und von einer vortheilhafteren Seite kennen! Wie oft endlich sind ehemahls drückende Lasten uns nach und nach so bekannt und vertraut worden, daß ihre endliche Entfernung uns befremdete, ja störte! Tief, tief in der menschlichen Natur liegt dieser unwiderstehliche Zauber der Gewohnheit, und er ist eines der weisesten und wohlthätigsten Geschenke des Schöpfers.

Der Gedanke, es sey unmöglich, ein Band, das uns unglücklich macht, abzuwerfen, wird nur in den wenigsten Fällen immerwährende Trauer oder gar wilde Verzweiflung erzeugen. In den allermeisten fügt der Mensch sich endlich dem Unvermeidlichen, lernt ihm seine gute Seite ab — und wer und was hätte die nicht? — und fühlt mit jedem Jahre die Last um etwas geringer, die ihn im ersten zu Boden zu drücken drohte; denn der Strahl der Hoffnung, die Aussicht auf Änderung ist vertilgt, somit der Stachel der ewigreizenden Ungeduld und Unleidlichkeit gebrochen, und der Mensch, wie Schiller sagt, fügt sich lieber in eine harte Nothwendigkeit, als in eine schwere Wahl.

Wenn auf einer Seite die Kinder durch den Anblick unwürdiger Zwietracht oder gar empörender Scenen zwischen ihren Ältern verdorben werden, so haben auf der andern die Kinder geschiedener Ältern, die bald Jedem von denen, die sie Vater und Mutter nennen sollen, stief geworden sind, auch kein besseres, ja vielleicht noch ein schlimmeres Schicksal. Können die Gefühle und Ansprüche des noch lebenden aber geschiedenen Theils an seine Kinder so leicht abgefertigt,

und Vater= oder Mutterpflicht und Liebe mit einer juridischen Auseinandersetzung befriedigt werden? Wie muß dem Vater, der Mutter zu Muth seyn, die ihre Kinder nicht behalten konnten, und sie nun mit den von ihnen abgelösten Gefährten in die Gewalt und Sorge eines fremden, ihnen oft feindlich gesinnten Wesens übergehen sehen! Und endlich, wie stehen diese armen noch zu Lebzeiten beyder Ältern halb verwaisten Geschöpfe zwischen den getrennten und nun abermahls vermählten Ältern da? Ein so theures, so unveräußerliches, und doch herrenloses Gut, längst von dem wahren Stamm gerissen, der ihm seine beste Nahrung geben sollte, gepfropft und abermahls gepfropft auf fremden Grund, fremden Befehl, fremde Verhältnissen, halber Pflege hingegeben, und zwiespältig getheilt und geärgert in den heiligsten Gefühlen zwischen den getrennten zwiespältigen Ältern! Mich dünkt, solche Kinder seyen noch viel übler daran, als jene, die ihre uneinigen Ältern zanken sehen; denn bessere Menschen werden, sie mögen nun sich trennen können oder nicht, ihre Kinder, so viel es nur möglich ist, nie zu Zeugen ihrer Uneinigkeit machen, und rohe, zügellose Gemüther scheuen sich überhaupt nicht, die Ehen mögen

trennbar oder untrennbar seyn, ihre Gemeinheit vor Fremden und Kindern zu zeigen.

Sieh, mein Bruder! Das sind die Gründe, die mich seit Langem bestimmten, meinen Wünschen, der süßen Forderung meines Herzens ein ernstes unüberschreitbares Ziel zu setzen. Ich halte die Ehe als Katholik für untrennbar; ich würde sie als Gesetzgeber, als Cosmopolit ebenfalls für untrennbar erklären. Ich glaube, daß sie nur in ihrer hohen Heiligkeit und Unverletzbarkeit am wohlthätigsten für die Menschen wirken kann, und ich würde daher, selbst wenn es anginge, wenn ich, was mir unmöglich scheint, Hoffnung hätte, durch Geld von Rom aus eine Dispense zu erwirken, und der Papst jetzt frey und im Besitz seines ganzen Ansehens wäre, doch nie darum ansuchen. Daß mich diese Unauflöslichkeit des am Altar gegebenen Schwures unglücklich macht, daß sie, als Protestantinn, sich für geschieden und frey hält, sind zufällige böse Folgen, die nicht im Gesetze liegen. Das Gesetz ist darum nicht schlimmer, und ich bin entschlossen, es auf Kosten meines irdischen Glücks zu ehren. Doch mein Brief ist eine Abhandlung geworden. Vergib Bruder, und leb wohl!

Neunzehnter Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 15ten April 1811.

Ich habe Ihren Brief vom 30sten des vorigen Monaths erhalten, die Tante hat mir auch Ihre Aufträge an sie in Rücksicht meiner mitgetheilt, und ich darf Ihnen wohl gestehen, daß der Eindruck von Allem diesem auf mein Gemüth sehr bitter gewesen ist. Sie schlagen mir die Erfüllung eines Wunsches geradezu ab, den ich seit einiger Zeit, nicht ohne vorhergegangene Prüfung, mit größter Vorliebe zu hegen, und in welchem ich mein künftiges Glück, und eine, jeder Forderung entsprechende, angenehme Existenz zu finden gewohnt war, Sie schlagen sie mir mit einer Entschiedenheit ab, die wohl nicht bloß die

Frucht einer auf Gerüchte und Hörensagen gestützten Abneigung seyn kann, ja Sie verlangen sogar von der Tante, daß sie schnell von hier aufbrechen, und in einer Eile, die nothwendig Aufsehen machen müßte, mit mir nach ——g zurückkehren sollte.

Meine Mutter! Meine sonst so gütige, billige Mutter! Womit habe ich diese ungewöhnliche Härte, ja diese Verläugnung Ihrer anerkannten Grundsätze verdient?

Ich soll von hier fort, jetzt, in dem Augenblick, wo das treulose Betragen eines niederträchtigen Heuchlers, trotz aller meiner Umsicht, der Welt unmöglich ganz entgangen seyn, und mich zum Gegenstande mancher Bemerkung und schadenfroher Gespräche gemacht haben kann? Ich soll von hier weg, um die Welt und einen Schändlichen glauben zu machen, daß ich den Anblick seines Glückes in den Armen einer Andern, und den Glanz seiner Hochzeitfeyerlichkeit nicht ertragen könne? Ich soll weg von hier, wo allein im Wirbel der Zerstreuungen, und unter den Bewerbungen eines treuen, mir ganz ergebenen Herzens sich die bittern Empfindungen beruhigen lassen, die jene Geschichte in mir erregt hat?

Nein, liebe Mutter! Das können Sie unmöglich fordern, und ich glaube vollkommen recht, und darum ganz in Ihrer Ansicht zu handeln, wenn ich Sie noch einmahl auf die wahre Lage der Dinge aufmerksam mache, und — hier bleibe; denn Sie werden und müssen selbst, wenn Sie mit Ihrem gewohnten Scharfsinn die Sache auffassen, diesen Entschluß billigen.

Ich habe das zuvörderst auch meiner Tante erklärt, und sie dadurch bewogen, nicht länger auf eine Abreise zu dringen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur verderblich auf mein Schicksal wirken würde.

Von dem aber, was ich Ihnen nun weiter vorzutragen habe, habe ich ihr nichts mitgetheilt. Solche Erörterungen sind nur dazu geeignet, von Herz zu Herz unmittelbar überzugehen, und nie aus dem geweihten Kreise der heiligsten Liebe zu treten.

Sie mißbilligen meine Wahl. Sie finden sie meiner unwerth, den ganzen Plan unzweckmäßig, und schlagen mir einen andern vor, der in jeder Hinsicht unseren gemeinschaftlichen Wünschen besser entsprechen soll. Endlich tadeln Sie meine vorige Leichtgläubigkeit, und scheinen der Meinung zu seyn, als ob eine allzugünstige Em-

pfindung für einen Unwürdigen mich hingerissen hätte, unverständig zu handeln.

Keiner dieser Behauptungen hat es an einem Stachel gefehlt, der sich meiner Brust schmerzlich eindrückte. Doch sie kamen von Mutterhand, und ich beugte mich geduldig dem Schmerze. Aber meine Überzeugung kann ich nicht beugen, und meine gütige, verständige Mutter hat dieß auch noch nie von ihren Kindern gefordert. So nehme ich mir denn die Freyheit, Ihnen nach meiner Einsicht auf jeden Ihrer Einwürfe genugthuend, wie ich hoffe, zu antworten.

Ihre Vorstellung von Lichtwerths äußeren sowohl als inneren Eigenschaften scheint, durch falsche Nachrichten, vielleicht durch Voreinnahme bestimmt, viel zu gering, und trifft daher mit der Wahrheit nicht zusammen. Seine Gestalt ist wohl zart, ja vielleicht schwächlich, aber keineswegs unangenehm. Sein Anstand ist fein, seine Sprache gebildet. Eben so ist es sein Geist, und wenn auch keine genialische Kraft in ihm wohnt, und dieser Geist nicht von außerordentlicher Tiefe ist, so ist er dafür mit so schätzbaren und nützlichen Kenntnissen geschmückt, und von einem so richtigen Gefühl geleitet, daß einer Frau nichts Erhebliches zu wünschen übrig bleibt.

Seine Familie, besonders die Persönlichkeit seiner Mutter, scheint in Ihren Augen der wichtigste Stein des Anstosses. Sie haben es nicht für nöthig gefunden, mir die wahren Verhältnisse aufzudecken. Ein Zufall, oder, um richtiger zu reden, Lichtwerths kindlich schönes Vertrauen zu mir hat sie mir enthüllt. Ich weiß Alles. Aber bedenken Sie, liebste theuerste Mutter, daß jedes Ding, und somit auch jeder Character zwey Seiten hat, daß diese Mutter von ihrem Sohne, dessen Erhaltung und Ausbildung das Werk ihrer allerzärtlichsten Sorge und Pflege war, angebethet wird, obwohl der Vater sie in einem Anfall von Eifersucht verstossen hat, daß dieser Mann selbst nicht anders als mit Achtung von seiner geschiedenen Frau spricht, und lassen Sie sich erbitten, einen alten Haß, eine längst verschmerzte Beleidigung, dem wahren dauernden Lebensglück Ihrer Tochter großmüthig aufzuopfern!

Was den Fürsten betrifft, so habe ich Ihnen schon längst mein Urtheil über ihn gesagt. Ich kann ihn nicht achten, und so kann ich ihn auch nicht heirathen. Er ist ein verwelkter alter Wüstling, den, wie ich einst in einem Buche gelesen habe, nur die Sünde verlassen hat, nicht er sie. Auch hat er sich schon längst völlig von mir ent-

fernt. Mein Betragen war darnach, und ich sehe daher keine Möglichkeit ein, wenn ich auch noch wollte, die von mir selbst zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen.

Ich komme zu dem Theil ihres Briefes, der mir die schmerzlichste Empfindung verursachte, indem er zugleich mein Zartgefühl und meine gesunde Beurtheilungskraft angegriffen hat. Fragen Sie die Tante, fragen Sie Jedermann, der diesen Winter über die Zirkel der besseren Gesellschaft besucht hat, wie das Betragen jenes Menschen, den ich nicht mehr nennen mag, gegen mich war, und ob nicht jeder unpartheyische Beobachter es für Wirkung der entschiedensten Auszeichnung, ja der zartesten Liebe gehalten hat?

Freylich sind wir einander nicht näher gekommen. Aber Sie kennen meine Art zu empfinden und zu seyn. Sie ist nicht zuvorkommend. Ich denke dessen nicht zu bedürfen. Ich erwarte, daß man mir entgegenkomme. Ich sehe bestimmte Auszeichnungen und einen entschiedenen Vorzug für Etwas an, das ich im Vergleich mit den Meisten meines Geschlechts allerdings erwarten kann, und ich glaube keinen so großen Dank dafür schuldig zu seyn. So zeige ich mich denn auch nicht so gerührt davon, und begegne denen, die

mir nur zollen, was mir wohl gebührt, nicht mit jener weichen Zuvorkommung, die nun freylich den verliebten Mann sehr aufmuntert, und ein frühes, oft allzufrühes Zusammenschmelzen unerfahrener Seelen so sehr begünstigt. Wenn ich es bewirkt habe, wenn mein Selbstgefühl es war, was jenen Heuchler von noch bestimmteren Äußerungen einer vorgeblichen oder sehr bald verrauchten Leidenschaft zurückhielt, so muß ich mir ja Glück wünschen, daß es so war, und mein angeborner Stolz mich vor noch größeren Mißgriffen und noch schmerzlicheren Leiden verwahrte.

Eine tiefe Verachtung gegen ihn, und ein Gefühl von — Racheluſt, möchte ich sagen, erfüllt jetzt meine Seele. Er soll nicht glauben, nicht ahnen, daß mich seine Wandelbarkeit gekränkt hat, ja er soll selbst daran irre werden, ob er mir auch je mehr als flüchtig gefallen hat. Das muß ich erreichen. Das ist der Punct, auf den sich alle meine Wünsche und meine Kräfte richten, und keine bessere Gelegenheit kann sich hierzu darbiethen, als meine Verbindung mit einem reichen, geachteten Mann, dessen Vater selbst kein höheres Glück als meine Hand für seinen Sohn zu kennen scheint. O meine theure, gü-

tige Mutter! Geben Sie Ihre Einwilligung, wenn Sie wollen, daß ich noch eines vergnügten Augenblicks genießen, und mich nach so bitteren Leiden noch einmahl meiner Jugend, meines Lebens und meiner Vorzüge, die Ihr Werk sind, freuen soll.

Zwanzigster Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihren Neffen Grafen Friedrich von O'born.

Aus der Residenz den 25ten Aprill 1811.

Ich schreibe Dir, lieber Neffe, mit sehr beklommenem Herzen, und in einer höchstwichtigen Angelegenheit unseres Hauses. Suche Urlaub zu erhalten, sobald Du diesen Brief gelesen hast, und eile zu uns in die Residenz; denn wir haben Deiner Gegenwart sehr vonnöthen. Du bist der Älteste, und folglich das Haupt des Hauses. Du bist verständig, und was noch ungleich mehr ist, gutmüthig. Deines Vaters weicher Sinn wohnt in Dir neben dem klaren Verstande Deiner Mutter. Von Dir allein kann ich die beruhigende Lösung des Knotens erwarten, der uns alle ängstiget und verwirrt, so daß Jedes im beengenden Gesichtskreis seiner Wünsche und Lei-

denschaften nicht mehr das Wahre erkennen, und das Rechte ergreifen kann.

Der Stand der Angelegenheiten Deiner Schwester ist Dir bekannt. Ob sie Dir ihr Herz ganz aufrichtig enthüllt hat, ist eine andere Frage. Sie scheint das gegen Niemand gethan zu haben, und so wirst Du ungefähr auf eben dem Punct stehen, als eure Mutter und ich. Ich habe Dir also nur zu melden, daß sie ihrer Mutter vor zehn Tagen einen sehr langen Brief über ihre Heirathsangelegenheit geschrieben hat, den sie mich zwar, wie gewöhnlich, nicht lesen ließ, während dessen Abfassung ich sie aber in großer Gemüthsbewegung gefunden habe, die sie vergebens zu unterdrücken, und mir zu verbergen gesucht hat.

Ich konnte wohl vermuthen, was sie geschrieben; denn ich weiß leider, mit welchem heftigen Eigensinn, der die Frucht eines rachsüchtigen Trotzes ist, sie auf der Verbindung mit dem Grafen Lichtwerth besteht. Aber der Ton ihres Briefes, und ihre Äußerungen müssen von gar gewaltsamer Art gewesen seyn, indem sie die plötzliche unerwartete Herkunft eurer Mutter zur Folge hatten.

Vorgestern nach Tische, als ich mit Ida bey

der Arbeit saß, und mich eben bemühte, so sanft und liebevoll, als ich es vermochte, dieß schwergereizte Herz zu beschwichtigen, und sie zu ruhigeren Ansichten zurück zu führen, hielt auf einmahl ein Reisewagen. In zwey Minuten darauf trat meine Schwester ein, und ihre strenge Miene und ihre ganze Haltung kündigten mir das Gewitter an, das auszubrechen im Begriff war.

Ich verschone Dich mit der Schilderung dieses Empfangs sowohl, als mancher andern nachgefolgten Scenen. Du kennst die Gemüthsart Deiner Verwandten. Jede von beyden glaubt die Vernunft auf ihrer Seite zu haben, jede streitet mit Gründen, die nach ihrer Ansicht vollkommen richtig sind. Vom Nachgeben aus kindlichem Gehorsam, vom Nachsehen aus mütterlicher Liebe ist hier keine Rede. Die Vernunft! Und nur die Vernunft! Das ist das dritte Wort zwischen ihnen, und ich würde Anstand nehmen, über diese Handlungsweise Deiner sonst so verehrungswürdigen Mutter mit Dir zu sprechen, wenn ich nicht wüßte, daß Du sie ohnedieß aus Erfahrung kennst, daß Dein weiches Herz darum nichts von seiner kindlichen Liebe verlieren wird, und wenn ich nicht Deine Dazwischenkunft als das einzige Hülfsmittel in dieser verwickelten Sache ansähe.

Nach meiner Ansicht haben Beyde in der Art Unrecht, in der Sache aber nur Deine Schwester. Sie ist als Tochter ihrer Mutter Folgsamkeit schuldig; denn wer kann Ältern das Recht nehmen, ihre Kinder von einer Verbindung, die sie als verderblich ansehen, abzuhalten? Und dann ist diese Verbindung wirklich nichts, als der Nothbehelf eines erbitterten Gemüths, das sich an einem Unwürdigen zu rächen meint. Vergebens habe ich ihr längst vorgestellt, daß Milota sich um diese Art von Rache wenig kümmern, daß er bey der Unbedeutenheit des von ihr gewählten Gegenstandes die Sache für das erkennen wird, was sie ist, für einen depit amoureux, und daß es ihm endlich einst sehr gleichgültig seyn wird, wenn Deine Schwester an der Seite eines unbedeutenden Gemahls ein trauriges Leben führen, und sich selbst, nicht den Verräther, gestraft haben wird.

Von dieser Seite sieht aber leider selbst Deine Mutter die Sache nicht an. Auch sie geht in die Rachegedanken Ida's ein, und somit gibt sie, ohne es zu ahnen, ihr Spiel selbst verloren. Sie tadelt nur das Werkzeug, und die Gründe, die sie vorbringt, sind, das Wenigste zu sagen, nicht kräftig, und sind es durchaus

nicht gegen ein so kluges, und durch ihr heftiges Wollen noch scharfsichtiger gemachtes Mädchen.

So ist es denn nach manchem bitteren Auftritt dahin gekommen, daß Deine Mutter mit einem Machtspruch dazwischen schlug, und hoch betheuerte, daß sie nun und nimmer diese Verbindung zugeben würde.

Ida erblaßte, und schwieg einen Augenblick. Mir zitterte das Herz, ich sah ängstlich, ja bittend auf sie. Aber ihr Stolz und ihr Muth verliessen sie keinen Augenblick, und, was andere niedergedonnert hätte, schien in ihrer Seele neue Kräfte zu wecken. Sie faßte sich gewaltsam, bekämpfte einen Ausbruch des höchsten Unmuths, der in allen ihren Zügen lag, und unaufhaltbar hervorzubrechen drohte, und sagte dann gelassen und höflich: Das steht in Ihrer Macht, gnädige Mama! Ich bitte Sie nur den einzigen Umstand nicht außer Acht zu lassen, daß ich seit vierzehn Tagen mündig bin. Bey diesen Worten wandte sie sich, und verließ mit langsamen Schritten das Zimmer.

Meine Schwester saß wortlos, todtenbleich, mit zuckenden Lippen. Ich erwartete jeden Augenblick mit Angst, daß sie ohnmächtig werden würde. Aber auf diese starken Verstandesmen-

schen wirkt das Gefühl nicht so, wie auf uns Andere. Ich sah nur, daß sie sich mit zitternden Händen an dem Tisch fest hielt, die Lippen zusammenbiß, und dann sich erhob, um ebenfalls fortzugehen. Aber sie schwankte. Ich sprang hin, sie zu unterstützen. Mit einem Blick des höchsten Zornes sagte sie: Ich bitte dich! Schweig! Schweig nur jetzt! Ich bin nicht krank. Sie raffte sich zusammen, und ging in ihr Kabinett. Seitdem haben sie sich nicht mehr gesprochen, kaum gesehen. Ich stehe zwischen ihnen, wie zwischen zwey feindlichen Heeren. Keine von Beyden äußert sich gegen mich; keine enthüllt die dunkeln Plane, die sie in ihrer Brust trägt; keine antwortet befriedigend auf das, was ich ihr wohlmeinend vorstelle.

In dieser Verlegenheit, in dieser höchst unangenehmen, ja gefährlichen Stellung der Gemüther gegen einander, weiß ich nun nichts Klügeres zu ersinnen, als die Dazwischenkunft einer dritten, von beyden Theilen geachteten und geliebten Person, der ihre Gemüthsart sowohl als ihr Verhältniß das Recht und die Salbung gibt, ein Wort mit liebreichem Ernst dazwischen zu sprechen. Darum schreibe ich Dir in Eile, und sende den Brief mit Estafette fort; denn es ist sehr wichtig, daß Du so schnell als möglich kommst,

um dem Ausbruch noch stürmischerer Auftritte vorzubeugen, die mir hinter dieser unheimlichen Gewitterstille zu liegen scheinen.

Das sind die unseligen Folgen eines Systems, in welchem der Verstand Alles, die Liebe, die Nachsicht, die Gefälligkeit gar nichts ist. Dieses System hat das Unglück der Ehe eurer Ältern gemacht, es treibt deine Schwester in die Arme eines werthlosen Gatten, es beraubt vielleicht Deine Mutter eines großen Trostes in ihrem Alter, und stürzt eine sonst ruhige Familie in ein endloses Labyrinth von Zwistigkeiten. O laß Dich durch dieß traurige Beyspiel warnen, lieber Neffe, und glaube einer Matrone, die auch einen langen Weg auf Erden mit Ehre und Wohlstand zurück gelegt hat, daß Liebe, Bescheidenheit und gegenseitiges Ertragen viel mächtigere Waffen sind, und viel entscheidender an ein gutes Ziel führen, als alle Spitzfindigkeiten des Verstandes!

Ein und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus dem fürstlichen Pallast den 26sten April 1811.

Ein böser Dämon hat mich besessen, als ich meiner glücklichen Unabhängigkeit entsagte, und mich in die Fesseln des Hofzwangs schmieden ließ. Das täuschende Glanzbild, das meine sanguinischen Hoffnungen vom Leben und Wirken für's Große und Gute mir vorgespiegelt hatten, ist nur zu bald zerflossen.

Ich habe die Hofschranzen nie leiden mögen. Ihre Intriguen und Wohldienereyen waren es, die mich einst vom Dienste wegtrieben, als nacheinander zwey armselige Bursche, die kaum zu Fahnenjunkern tüchtig gewesen wären, mir als Oberste vorgezogen wurden, bloß weil des Einen Vater Oberstgarderobemeister war, und der Andere die Nichte des Oberkammerherrn geheira-

thet hatte. Jetzt habe ich diese Wesen in der Nähe kennen gelernt. Sie wimmeln um mich herum, und ich soll mit ihnen, durch sie wirken. Bey Gott! Es gibt kein elenderes Geschlecht, als dieses, und die Menschheit muß die unbegreiflichen Anstalten der Vorsicht preisen, daß, größtentheils von solchen Geschöpfen umgeben, unsere Fürsten noch das sind, was sie sind. Seit ich diese klare Ansicht erlangt habe, bedaure ich Niemand auf der Welt mehr, als unseren Fürsten, der mit seinen schönmenschlichen Gefühlen, mit seinem geraden Sinn, seiner hohen Achtung für Tugend und Recht, mitten unter diesen Erbärmlichen steht, die jede Äußerung eines Characters für Vergehen, jede Spur von eignem Willen für unerlaubte Anmaßung halten, die nur allein vom Hauche der Fürstengunst leben, und mit sichtlicher Angelegenheit darüber sprechen können, ob der Fürst beym Heraustreten aus seinem Kabinett links oder rechts gesehen, Diesen oder Jenen angesprochen, wie oft er gelächelt, oder Tabak genommen hat.

Dennoch haben diese Insecten, so schwach sie zu seyn scheinen, ihren Stachel, ihr Gift, das sie heimlich, unter Lächeln und Schmeicheln, aber nur desto sicherer, zu verspritzen wissen.

Um von solchen Menschen gehaßt zu seyn, ist es genug, ihnen furchtbar zu erscheinen, und das ist, Gott weiß wie? mein Loos. Der Fürst liebt mich, und zeichnet mich aus, mein Zögling hängt mit kindlicher Neigung an mir, und er gedeiht sichtbar an Geist und Körper, seit er unter meiner Aufsicht ist. Stoff genug für diese Armseligen zum Neid, und zur Furcht, daß ich, so ehr- und lohnsüchtig wie sie, immer mehr fordern und erlangen könnte! Daß mich das nicht rührt, daß dem Fürsten, den ich liebe, gefällig, und einst meinem Vaterland nützlich zu seyn, der einzige Bewegungsgrund meines Handelns ist, das begreifen diese Menschen nicht, die jedes Gemüth nur nach ihrem engen Maaß zu messen vermögen. So suchen sie ihre eigenen Ansichten in mir, und streben dem, was sie voraussetzen, mit aller ihrer Kraft entgegen.

Ich fühle ihre verderblichen Einflüsse überall, ohne eben bestimmt erkennen zu können, woher, und wie eigentlich diese Wirkungen kommen. Die meisten sind wohl nur negativer Art, Hindernisse, Unmöglichkeiten, Formen, die man nicht verletzen darf, und wodurch das Gute, das ich stiften möchte, auf alle Weise zurückgehalten wird. Schon längst hätte ich meine Klage dem

Fürsten selbst vorgebracht, da es ja das Wohl seines Kindes ist, für das ich eifere; aber diese Würmer wissen sich so geschickt in ihren krummen Gängen zu verbergen, daß ich mit dem entschiedensten Willen, den nächsten Besten zu entlarven, doch nicht dazu kommen kann.

Einen zwar kenne ich, aber bey Weitem den Unbedeutendsten, weil er unter vielen Schlechten noch der Rechtlichste ist — den Oberhofmarschall. Er haßt mich. Ich weiß es, und weiß auch warum. Ihm ist nicht der Liebling des Fürsten furchtbar. Ihn quält eine ganz andere Art von Neid. Er hat sich früher sehr um Rosaliens Gunst beworben, und sie hat ihn, als noch ihr wundes Herz in Zerstreuung und Geräusch Betäubung seiner Schmerzen suchte, nebst vielen Anderen geduldet. Jetzt hat sie sich aus dem Wirbel zurückgezogen, sie lebt nur für mich, und der Oberhofmarschall sieht sich zurückgesetzt. Zwar weiß er nichts von unserm Verhältnisse, aber er ahnet etwas, und das ist genug für ihn, um Alles zu fürchten.

So wie die Zeitumstände sich jetzt gestalten, möchte ich, auch selbst wenn ich könnte, nie einen Einfluß oder irgend eine politische Stelle suchen. Bey dieser ängstlichen Rücksicht für den

Feind von ganz Europa, bey dieser wahrhaft zärtlichen Aufmerksamkeit für alle jene, die man näher oder ferner mit dem Französischen Hofe in Verbindung glaubt, würde ich alle Augenblicke Streit bekommen, und mir über kurz oder lang meinen Untergang selbst bereiten. Heucheln kann ich einmahl nicht. Ich kann höchstens schweigen, und das ist auch Alles, was man von dem Deutschen Edelmann in dieser schweren Zeit fordern kann.

Jener Lothar, von dem ich Dir schon aus **bad geschrieben, daß er dort in unseren Gesellschaften bald als Kunstkenner, bald als Kraftgenie, nirgends unbedeutend, überall geheimnißvoll erschienen ist, spielt auch hier in der Residenz und am Hofe seine Rolle. Die Maske fängt an sich zu lösen. Er ist, obgleich von Geburt ein Deutscher, ein Verräther seines Vaterlandes, und ein Emissär Napoleons. Dafür hält man ihn hier schon allgemein, und mir ist es, aus mehreren Notizen, die ich zu sammeln Gelegenheit hatte, beynahe gewiß. Man fürchtet und scheut ihn, wie man einen Bothen der dunkeln höllischen Mächte scheuen würde; aber man wagt es nicht, ihm den Abscheu zu zeigen, den man fühlt. Das finde ich unrecht und zagbaft.

Der Mensch geht auf bösen Wegen. Er ist ein Verräther, ein Spion, wenn man das rechte Wort brauchen will. Was ist denn da an ihm zu schonen? Er ist es, der sich verbergen, und vor der Gewalt des Rechten und Guten zittern sollte. Ich meinerseits trete ihm überall entgegen, und zeige ihm geflissentlich, daß ich ihn durchschaue, und nicht fürchte.

Es sind aber außer den Dienst- und politischen Verhältnissen noch manche andere Dinge, die mich seit einiger Zeit von allen Seiten unangenehm berühren, und meinen Stand im häuslichen und öffentlichen Leben erschweren. Leonore ist seit einigen Wochen ganz verändert, still, kalt, gezwungen. Ahnet sie Etwas? Und wie? Und woher? Mein Betragen gegen sie ist sich immer gleich geblieben. Meine Freundschaft für Rosalien hat ihren ersten heiligen Rechten auf mein Herz keinen Abbruch gethan, und ich bin mir vollgenügend bewußt, ihr dadurch nie eine Ursache zur Klage gegeben zu haben. Warum also diese Änderung? Und wenn sie Etwas erfahren hat, vielleicht ganz auf unrechtem Wege, und also in ganz unrechtem Sinn, warum spricht sie nicht offen mit mir? Warum diese Kälte, die doch warm scheinen will? Warum diese Freund-

lichkeit, die ein trübes Geheimniß nur schwach verschleyert? Mich drückt und peinigt dieß Verhältniß. Es war mein Wille, sie nach und nach vorzubereiten, dann entweder ganz offen mit ihr zu handeln, und ihr zu gestehen, daß eine brüderliche Neigung mich an ein edles, ihr an Herz und Geist verwandtes Wesen ziehe, oder, falls ich hätte fürchten müssen, daß sie es nicht gehörig aufnehmen würde, das ganze Verhältniß mit dem tiefsten Schleyer zu decken, und sie nie ahnen zu lassen, was ihren mir so heiligen Frieden trüben könnte. O ich liebe Leonoren noch immer warm und innig, wenn ich auch erkenne, daß Rosalie ebenfalls liebenswürdig ist, und Ansprüche an meine zärtlichste Schonung hat! So ist nun gerade das allerunangenehmste für mich erfolgt, und ich sehe nicht ein, wie sich dieß Alles in ein freundliches Geleise ordnen soll.

Auch Rosalie quält mich, nur auf andere Art. Ihr genügt mein ruhiges, inniges Gefühl nicht, und sie erträgt unwillig das Geheimniß, das unsere Verbindung bey den jetzigen Umständen nicht nur vor Leonorens, sondern vor der ganzen Welt Augen decken muß. Das schöne, stille Gefühl, das in den ersten Wochen unserer Wiedervereinigung so beglückend zwischen uns walte-

te, das, wie ich hoffte, jeden Stachel der Unruhe aus unserem Verhältniß nehmen, und ihm eine ewige Dauer versichern sollte, dieses himmlische Gefühl ist von Rosalien geflohen, und hat einer unruhigen Leidenschaftlichkeit Platz gemacht, die mich quält und beunruhigt, indem sie sich bald im höchsten Entzücken, bald wieder allen Martern der Eifersucht preisgegeben fühlt.

Das ist meine Lage. Die Welt glaubt mich sehr glücklich, und beneidet mich sogar. Du selbst äußertest neulich diese Ansicht. Sieh nun die wahre Gestalt dieses Glücks, und beklage mich vielmehr, denn meine Ruhe, und mein wahres Vergnügen ist in meinen stillen Bergen zurückgeblieben!

Zwey und zwanzigster Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an ihre Schwester.

Aus der Residenz den 2ten May 1811.

Unser Hochzeittag ist vorüber. Obwohl Du bey Deiner Abreise nicht allein mir keinen Auftrag ertheilt hast, sondern selbst anzudeuten schienst, als ob jede Erwähnung, die auf die widrigen Vorfälle der letzten Tage Bezug hätte, Dir vielmehr unangenehm seyn würde, so glaube ich doch nach meiner Ansicht, daß es geziemend, ja nothwendig sey, Dich in Kenntniß von Allem, was dabey vorgefallen ist, zu setzen, so wie mein Anerbiethen, Deine Stelle bey Ida zu vertreten, dadurch vor der Welt den häuslichen Zwist zu verbergen, und Deine Abwesenheit bey dem feyerlichsten Lebenstage Deiner Tochter auf eine anständige Art vor der Welt zu beschönigen, Deinen vollen Beyfall erhielt.

Im Grunde konnte ich Deinen Entschluß, bey einer Verbindung nicht gegenwärtig zu seyn, die so wenig nach Deinem Sinne war, daß Du ihr Deine Einwilligung versagen zu müssen glaubtest, nicht mißbilligen. Aber Ida hat, so stark sie sich auch äußerlich machte, und beym Abschied von Dir nichts als kindliche Höflichkeit, und jene Unterordnung zeigte, die schon der Umgang uns gegen Ältern zur Pflicht macht, doch das Verurtheilende Deines Schrittes, wenn ich es so nennen darf, tief empfunden. Sie hatte Dich mit mir bis an den Wagen geleitet. Du warfst mir noch einen Kuß zu, und nicktest mit dem Kopfe gegen sie, die ganz bleich und starr da stand. Beym Hinaufgehen über die Treppe blieb sie zurück. Ich sah mich um. Sie schien erschöpft. Ich faßte sie unterm Arm, und, ihre Erschütterung benützend, wollte ich anfangen, noch einmahl an ihr Herz zu sprechen, und durch ihr ergriffenes Gefühl zu bewirken, was mir ihr kalter Verstand bisher verweigert hatte. Sie schwieg lange. Wir waren bereits im Zimmer, sie hatte sich niedergesetzt, und schien in tiefen Gedanken. Das gab mir einige Hoffnung. Ich redete fort, ich suchte alle Gründe hervor, die, wie ich dachte, auf ein reuiges Tochterherz wirken könnten. Aber

der unselige Stolz auf Verstand und höhere Einsicht, den Du — verzeih, liebe Schwester, daß ich Dir das sage — selbst in ihr genährt hast, widersetzte sich allen besseren Forderungen des Herzens. Nachdem sie mich wohl eine halbe Stunde hatte reden lassen, stand sie auf, wie Jemand, der aus einem schweren Traum erwacht, oder einen heftigen Schmerz überstanden hat, richtete sich stolz auf, und sagte: Liebe Tante! Glauben Sie mir! Die Erklärung an meine Mutter, daß ich meinen wohlgeprüften Entschluß ohne, ja selbst wider ihre Einwilligung dennoch durchsetzen würde, war nicht das Werk jenes Augenblicks, oder eine plötzliche Übereilung. Er hat sich lange, und nicht ohne Schmerzen und Kampf, in dieser Brust erzeugt. Aber ich habe ihn für unumgänglich, für allein rettend angesehn. Schon damahls, als die Mutter mir in ihrem Brief ankündigte, sie könne die Erfüllung meines Wunsches nicht zugeben, und jenen Schattengrund von altem Widerwillen anführte, fing jene Entschließung in meiner Seele an zu arbeiten. Auch Lichtwerth wurde Anfangs von seiner Mutter die Einwilligung versagt. Aber sie wich den dringenden Bitten ihres Sohnes, weil sie ihn mehr liebt, als ihre Genugthuung.

Dieser Umstand vollendete die Klarheit meiner Ansicht. Es thut mir unendlich leid, daß es bis zu diesem Äußersten hat kommen müssen; aber es ist nicht meine Schuld.

Sie wollte gehen. Ich trat zu ihr. Ich wollte noch einmahl sprechen. Verschonen Sie mich, liebe Tante! sagte sie sehr dringend, und wenn Sie noch einen Funken Zuneigung für mich behalten haben, so gönnen Sie mir Ruhe, denn ich bedarf ihrer! Sie verließ das Zimmer. Was konnte ich ihr sagen? Was mit dem Wesen anfangen, in dem wahre Ansicht und Wahn, richtiges Räsonnement und verführerische Sophismen sich in ein so wunderbares Ganzes verschlungen hatten? Ach Schwester! Ich muß es noch einmahl sagen: Du trägst auch Deinen Theil an der seltsamen Richtung dieses Kopfes!

Am folgenden Tage kam Dein Sohn, und hörte mit Bestürzung, daß Du ihn gar nicht hattest erwarten wollen, zugleich aber auch, daß Du mir insgeheim den Auftrag gegeben hattest, mich dem Gange der Dinge nicht mehr zu widersetzen.

So versuchte er es zwar noch einigemahl recht scharf und eindringend mit Ida zu sprechen; sie aber scheint, wie mehrere Personen ihrer Art,

ihre Ruhe in Behauptung ihrer einmahl aufgestellten Sätze zu finden, und würde sie vielleicht jetzt aus einer Art von falscher Scham nicht mehr aufgegeben haben, wenn sie sie auch als unzuläßig erkannt hätte. Zwey Tage darnach kam der Bräutigam, der die ganze Zeit über bey seiner Mutter gewesen und schon früher, wie er Ida schriftlich gemeldet, ihre Einwilligung nach manchem harten Kampf erhalten hatte, ganz warm vom mütterlichen Herzen, mit ihrem Segen und ihren Thränen bethaut, zurück. Seine Erzählung hat mich gerührt. Wahrlich, seine Mutter muß entweder bey vielem Leichtsinn im Grunde nie schlecht gewesen seyn, oder sich sehr zum Guten verändert haben. In acht Tagen wurde nun die Hochzeit angesetzt. Ida kam zu mir, um mich halb zärtlich, halb stolz um die Gunst meiner Gegenwart an diesem Tage zu bitten. Es war, als schämte sie sich der besseren Regung, die in diesem Augenblick in ihr aufwallte. Ich antwortete, wie ich es mit Dir eins geworden war, daß die Rücksicht auf ein mögliches Stadtgerede, und was wir unserer Familie schuldig wären, mich bewogen hätte, ihre Bitte zu bewilligen, daß sie diese Vergünstigung aber keinesweges weder Deiner Verzeihung, noch meiner

Überzeugung von der Rechtmäßigkeit ihres Schrittes zuzuschreiben habe. Sie verbiß eine unwillige Antwort, küßte mir die Hand, und Alles war abgethan.

Die Zurüstungen, welche der alte Graf machte, waren wirklich prächtig. Ida betrieb die Sache mit unruhiger Hast. Milota's Hochzeittag rückte heran. Sie wollte durchaus ihm den Rang ablaufen; und was sie so ernst gewollt hatte, ging denn auch in Erfüllung. Die Trauung hatte in der Hofkirche vor dem versammelten Volk, und einer großen Menge des Adels Statt, den theils die bestimmte Einladung ihres Schwiegervaters zu dieser Feyerlichkeit berufen, theils die Neugierde herbeygezogen hatte.

Wir waren in fünfzehn Wägen, ungefähr sechs bis sieben und dreyßig Personen, aufgefahren, Alles in höchster Galla, die Bedienten in glänzenden Livreen. Überaus prächtig und zugleich geschmackvoll war der Wagen des alten Grafen, in welchem die Braut mit mir und dem Kranzfräulein saß. Aber Ida war doch schöner, als Alles um sie her. Der weiße Silberstoff, der sie umwallte, die reiche Diamantenkrone im dunklen Haar, der schöne Busen, der sich unter langen Schnüren von kostbaren Perlen

und großen Solitärs hob, die innere Zufriedenheit, die sich in dem Blick des herrschenden Auges, wie in ihrer königlichen Haltung, aussprach, machten sie wirklich blendend schön.

Unter den Anwesenden fiel mein Auge auf Milota, der sich im Halbdunkel einer Säule hinter der Menge verborgen gestellt hatte. Ob ihn Ida gewahrte, weiß ich nicht; doch schienen ein unmerkliches Zusammenfahren, als sie vor dem Platze vorüber kam, wo sie ihn erblicken konnte, und einige blitzende Blicke, die sie während der Ceremonie gegen jene Seite warf, mir anzuzeigen, daß sie ihn gar wohl bemerkt hatte. Sie sprach das Ja stolz und kühn aus, indeß des Bräutigams Stimme in sanfter Rührung schwankte, und nur sein Auge die Versicherung seines Glückes gab.

Nach der Trauung war Gesellschaft und Souper. Graf Lichtwerth hatte nichts gespart, um diesen Tag mit allem Glanz und aller Pracht zu begehen, die seinem Stand, seinem Reichthum, und dem Stolz seiner Schwiegertochter entsprachen.

Nun werden Besuche gegeben und genommen, und der prächtige Trousseau und alle Herrlichkeiten des neuen Verhältnisses zur Schau getragen. Dann geht das junge Paar auf seine Güter, und

ich werde, so lieb mir Ida war, dennoch froh seyn, wieder jene gemüthliche Ruhe zu genießen, aus der mich in der letzten Zeit das betäubende Geräusch gebracht hat.

Meine Geschäfte gehen nun auch zu Ende, und ich sehe mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo ich der Residenz mit allem Verdruß und Ärger, die sie mich gekostet, auf immer Lebewohl sagen, und in Deine Arme eilen kann.

Drey und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an Rosalie von Sarewsky.

Aus dem fürstlichen Pallast den 8ten May 1811.

Ich habe Deinen Brief erhalten, Rosalie! O höre auf, mit Bitten und Vorwürfen ein Herz zu bestürmen, das sich ohnedieß im steten Gewirre streitender Neigungen und feindseliger Beziehungen nicht glücklich fühlt! Es ist mir nicht möglich, Dich morgen, weder früh noch Abends, zur gewohnten Stunde zu besuchen. Nur morgen, meine Liebe, verlange nicht, daß ich Dich sehe, daß aus Deinen Blicken neuer Zauber in mich ströme, und ich von Deinen Lippen noch tieferen Rausch der Leidenschaft trinke! Morgen ist der Jahrestag meiner Hochzeitfeyer mit Leonoren. Eilf Jahre sind vorüber, Jahre erst der glühendsten Liebe, dann der zärtlichsten Freundschaft, und des tiefsten Friedens in ungestörter

Übereinstimmung der Gemüther, bis Dein Anblick mich empfinden lehrte, was ich nie glaubte, daß es in meiner Brust aufglühen würde, diesen lebendigen Wechsel der Gefühle, diese Stürme des Gemüths, diese Seligkeiten und diese Schmerzen! Jetzt ist jener heitere Frieden dahin, aber auch verschwunden die thörichte Täuschung, der ich mich im Anfang unseres Wiederfindens ergab, als wäre es möglich, Rosalien ruhig wie ein Bruder zu lieben, und neben diesem aus Sonnengluth und beweglichem Äther gebildeten Wesen sich in der Klarheit seines Bewußtseyns zu behaupten. Ja, ich liebe Dich, Rosalie! Du hast mich hingerissen! Ich liebe Dich nicht als Bruder und Freund, nein, mit aller Gluth einer Leidenschaft, die endlich unverschleyert vor meinem erschrockenen Blicke steht. Hast Du das gewollt? Du hast es erreicht. Aber um den Frieden meiner Seele ist es geschehen!

Leonore ist mir noch stets theuer, und ihre Ruhe mir heilig. Ich sehe, daß sie leidet, ich ahne, weßwegen; ich bin ihr Achtung, Dankbarkeit, Schonung schuldig — und so kann ich besonders *morgen* meine freyen Stunden nur ihr allein widmen.

Du wirfst mir vor, daß ich gestern Abends

zerstreut gewesen, und daß ich heut Morgens nicht zur bestimmten Stunde gekommen bin. Auf das letzte diene Dir zur Antwort, daß der Prinz diesen Vormittag nicht ganz wohl, und des Fürsten Besuch uns zwischen zehn und eilf Uhr angekündet war, weßwegen ich auch diesen Nachmittag mich nicht aus dem Schlosse entfernen kann. Gern hätte ich Dir, wenn es möglich gewesen wäre, dieß durch ein Paar Zeilen zu wissen gethan; aber der einzige Bothe, der um unsere Verständnisse wissen darf, war nicht bey der Hand, und einem Andern kann ich unmöglich unser Geheimniß Preis geben. Was aber meine Unruhe von gestern betrifft — Rosalie! Wenn Du die Stürme bedenkst, die seit der letzten Zeit in meiner Brust toben, und Du Dir Leonorens Schicksal vergegenwärtigst, wenn sie einmahl klar sehen sollte, so kannst Du meine Stimmung nicht verdammen. — Rosalie! Theures, unaussprechlich geliebtes Wesen! Stille Dein aufgeregtes Herz! Traue dem Freund, der zwar selbst leiden, aber nie Dich quälen wollen kann! Glaube bey zweifelhaftem Anscheine, daß er Nichts thun wird, als was Liebe und Treue gebiethen! Glaube ihm, wenn er Dir zuschwört, daß er, um Dich zufrieden zu stellen, sein Le-

ben, und sein Erdenglück, nur nicht seine Ehre und Pflicht aufgeben wird, und erlaß mir den morgigen Besuch! O, mein Herz wird ohnehin durch den Anblick der innigen Liebe Leonorens tief gefoltert seyn, die es ganz zu erwiedern nicht mehr im Stande, und ganz zu enttäuschen nicht grausam genug ist. Leb wohl!

Vier und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Baron Ludwig von Fahrnau.

Aus der Residenz den 8ten May 1811.

Welch ein Brief! Welche Bitterkeit der Vorwürfe! Ich fühle sie ganz, obwohl ich sie nicht verdiene. Tadelst Du mich, daß ich nicht leben kann ohne Dich? Machst Du es mir zum Fehler, daß ich verlernt habe, ruhig zu bleiben, wenn eine Wolke über Deiner Stirn schwebt, und meine Erwartung, Dich zu sehen, getäuscht wird? Mit wem Allem muß ich Dich noch theilen? Mit dem Prinzen, dem Fürsten, Deinen Angelegenheiten und Leonoren! O ich fühle die ganze Macht dieser Ansprüche. Sie drängen mich fort, fort aus dem Herzen, das ich allein besitzen, oder sterben muß! O Ludwig! Sieh mich in mei-

nem Schmerz, meiner Angst! Kann ich dafür, daß Du mein ganzes Wesen beherrschest, daß die Sprache zu arm ist, um ein Wort zu erzeugen, das das Einsseyn zweyer Wesen in der Tiefe und Innigkeit auszudrücken vermöchte, in der ich es fühle, und zugleich den zuckenden Schmerz des Einen Getrennten, wenn es ohne sein anderes Ich leben und athmen soll!

Ich empfinde ihn nun einmahl diesen brennenden, diesen zerstörenden Schmerz, und sollte ihn dem Freund meiner Seele nicht klagen? Ich sollte nicht voraussetzen, daß ich ihm nichts Unerwartetes damit verkünde, weil er ja ohnedieß in sich fühlen muß, wie mir ist? O Ludwig! Ich kann nicht rückhalten, kann mich hierin nicht beherrschen, wie es wohl Andere vermögen, die klüger, oder, laß mich es aufrichtig sagen, kälter sind, als ich. Willst Du mein Leben, das Opfer meines Daseyns, mein Blut Tropfen für Tropfen? Nimm es hin, wenn es Dich glücklich, wenn es Dich nur vergnügt macht! Das kann ich geben. Hierin kann ich mich beherrschen; aber meinem Gefühle für Dich kann ich keinen Zwang anlegen. Es ist allmächtig, wie die Gesetze der Natur, aus denen es stammt, und mit denen es Eins ist.

Glaube mir, Ludwig! Diese Gemüther, die sich immer in ihrer Gewalt haben, die durch keine vorlaute Empfindung sich verrathen, kein ungeziemendes Feuer hervorbrechen lassen — ach sie haben eben nicht viel zu beherrschen, und der ruhige Grund ihrer Brust, der niemahls die empörten Wellen über die Ufer der Besonnenheit schlagen läßt, ist kalt und still, wie die ruhigen Seen der Hochgebirge, in deren dunkler Tiefe sich nur der ernste stumme Tannenwald spiegelt, der sie umgibt.

Wer kann die Leidenschaft bezähmen, wenn es Leidenschaft ist? Heißt sie nicht nach Leiden? Nun so muß sie auch Leiden bringen. Sie muß uns nicht ruhig lassen. Fühlst Du ruhig? Kannst Du Dich beherrschen? O dann liebst Du mich nicht! Dann ist es Sinnenreiz, äußerer Zauber, was Dich zu mir zieht, wechselndes Spiel streitender Empfindungen, nicht die tiefe, heilige, ewige Liebe, die mich beseelt.

Du kommst morgen den ganzen Tag nicht? Es ist Dein Hochzeittag. — Hochzeit! O ja! Das ist eine hohe, feyerliche Zeit, voll Prunk, voll Zubereitung, voll Glückwünsche!

Als ich Dich das erstemahl sah, wie Du aus den Büschen tratest, als mein Inneres, die Na=

tur um mich, Alles mit tausend Stimmen rief: Das ist Er! da feyerten unsere Seelen ihr Vermählungsfest. Es war der Augenblick, wo zwey Tropfen auf dem Rosenblatt sich berühren, in einander fließen, und, von keiner Macht mehr zu sondern, auf ewig Eins sind. Freylich, morgen mußt Du bey Leonoren bleiben, und darfst meines einsamen Schmerzes nicht achten. Ob ich in jedem Augenblick einmahl sterbe, was hat das zu bedeuten!

Es ist schon längst ein Gegenstand des bittersten Kummers für mich gewesen, daß unsere Liebe sich vor der ganzen Welt verbergen soll. Warum denn? Ja, die Welt soll nicht wissen, wie wir uns lieben; denn sie würde es nicht begreifen, und in ihrer Gemeinheit mit jeder Meinung darüber das reine Bild nur beflecken. Aber daß wir uns lieben, warum soll das ein Geheimniß seyn? O die Menschen dehnen ihre Herrschaft weit aus!

Übermorgen vor Tische wirst Du kommen. Übermorgen! Bis dahin wendet sich der Zeiger der Uhr noch wohl vierzigmahl, jeder solcher Kreislauf geht über sechzig Minuten weg, und jede einsame Minute ist eine neue Qual!

Ich weiß nicht, was ich geschrieben habe.

Ich weiß nur, was ich will, Dich sehen; denn ich will leben. Ich bin morgen den ganzen Tag allein bis eilf Uhr Abends. Sollte sich keine, auch keine einzige Minute für mich finden? Leb wohl!

Fünf und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 10ten May 1811.

Der Tag bricht an nach einer in jeder Hinsicht stürmischen Nacht. Die schwarzen Donnerwolken, die sich ihrer Fülle entledigt haben, ziehen zerrissen in wunderbaren Gestalten am grauenden Himmel hin. Schon entglimmt ein röthlicher Streifen in Osten, und über den blutigen Schein legt sich ein tiefschwarzer Schleyer, und deckt ihn, mitleidig? oder ahnungsvoll? zu, wie das Schwarz des Trauerkleides sich über ein blutendes Herz legt.

Kein Schlaf hat meine Augen besucht. Für mich ist es noch gestern. Wie ist es doch möglich, Bertha! daß die besten Menschen aus einem armseligen Aberglauben an das Gerede der Welt und an einen äußeren Schein, der sie ja vor ih-

ren und jener höhern Macht Augen nicht schlechter macht, so bänglich zittern, und diesem Moloch das Liebste, Schönste in die glühenden Arme werfen können!

Wenn das so bleibt, wenn keine Möglichkeit ist, eine andere Ansicht in seiner Brust zu wecken, was habe ich zu hoffen? Ein ewiger Kampf mit blinden Mächten, mit Vorurtheil, Gewohnheit, und Klätscherey steht mir bevor, und wie drey Furien erheben sich diese drey Gespenster in ihrer dunkeln, unbestimmten, und darum um so furchtbaren Gestalt vor mir. Riesig, unvermeidlich, unberechenbar stehen sie mir gegenüber, und alle meine Freuden und Hoffnungen scheitern an diesen Felsenriffen, die keine Macht der Liebe oder Vernunft zum Weichen bringen kann.

Was habe ich nicht gestern den ganzen Tag, und diese Nacht gelitten!

Es war ein Tag, dessen Erinnerungen schon schneidend in mein Gemüth dringen, und es in seinen lebendigsten Tiefen auf's schmerzlichste berühren mußten, Ludwigs Hochzeittag mit Leonoren!

Ich hätte an diesem Tage mehr Schonung bedurft, als sonst; ich hätte in der Nähe des liebenden Wesens diese Stacheln peinigender Erinne-

rung sollen beschwichtigen können. Ich schrieb daher schon vorgestern an Ludwig, ohne dieser Ursache eigentlich zu erwähnen. Mein Gemüth, aufgereizt durch jene Anklänge, die, vergebens niedergekämpft, sich immer wieder in meiner Brust bewegten, mochte sich vielleicht in heftigeren Ausdrücken ergossen haben, und meine Bitten zu dringend gewesen seyn. Seine Antwort trug das Gepräge aufgeschreckter Angst und beklommener Verwirrung. Ich möchte nicht in ihn dringen, ich möchte ihn nur diesen Tag verschonen, er müsse ihn ganz bey der zubringen, die ihm das Schicksal zur Gattinn aufgedrungen! Kurz, er hatte beschlossen, gerade an diesem Tage, wo mir seine Gegenwart so nothwendig gewesen wäre, nicht zu kommen.

Das war mehr, als mein hochaufgeregtes Herz zu tragen vermochte. Ich schrieb ihm wieder, ich ließ mein verletztes Gemüth sprechen, ich verbarg ihm die leidenvollen Tiefen meiner glühenden Brust nicht. Keine Antwort! Kein tröstender Anblick des geliebten Wesens!

So blieb es bis spät am Abend. Schwül und schwer lag nach einem heißen Tage die Luft auf der qualmenden Stadt, schwüler und schwerer mein eisernes Geschick auf mir. Da zogen finstere

Wolken von allen Seiten herauf, schwanger mit Blitzen, mit Wasserfluthen und Donnerkeilen. Was lag in ihrem dunkeln Schooße für die zagende Welt verborgen? Was in der finsteren Tiefe der Zukunft für mich?

Jetzt zerrissen Leuchtungen die Nacht der Wolken in grause furchtbare Geistergestalten, die über dem rothblauen Grunde schnell sichtbar hinschwebten, und noch schneller verschwanden. Dumpf rollte der Donner aus weiter Ferne, und kündete die Schrecken an, die mir bevorstanden.

Ich war ans Fenster getreten. Die Dämmerung wich der Nacht, früher, als sonst, vom überhangenen Himmel. Dort und da entglimmte ein Licht in den Fenstern, und warf den zitternden Schein in die Finsterniß hinaus. Einzelne dunkle Gestalten wankten über die Straße, es ward still und stiller, und wie eine Welt voll drückender Ahnungen lag die schwere Gewitterluft auf meiner Brust. Da sah ich Etwas von der Ecke der Straße schnell durchs Dunkel hervorschreiten. Es blitzte. In der Leuchtung erschien die hohe Gestalt in den weissen Mantel eingeschlagen. Mein Herz pochte. Jetzt noch ein Blitz! Der Sturmwind riß sich los, die Staubwolken wirbelten, der Wanderer hielt mit Mühe den

Mantel, er kam näher, an das Thor meines Hauses — o Gott! Es war Ludwig!

Ganz voll Staub, der an den schönen Augenwimpern und an dem braunen Gelocke hing, glühend roth vom schnellen Streben durch den Sturm, trat er ein, und ich lag an seiner Brust. Ach nun war Alles vergessen, und kein Vorwurf fand mehr den Weg über meine Lippen! Aber ich sah bald, daß Ludwig fern davon war, meine frohe Stimmung zu theilen. In trüber Spannung saß er an meiner Seite, und schwere Gedanken bewegten sich in seiner Seele. Er war den ganzen Tag bey Leonoren gewesen. Der Fürst selbst hatte ihm Urlaub gegeben, und ihn dazu aufgefordert, als er zufällig erfuhr, was für ein Tag war. Mein Brief hatte ihn aber doch vermocht, nachdem er Abends zu seinem Zögling gekommen, und dieser zu Bette gegangen war, noch in der späten Stunde auszugehen, um mich zu beruhigen. Er hatte auf eine ganz finstere Nacht gezählt. Da fuhren leuchtende Blitze hin, und erhellten die Straßen, und der Sturm riß ihm den Mantel von den Schultern, als eben zwey halbvermummte Gestalten scharf beobachtend an ihm vorübergingen. Seine Stellung gegen Leonoren, ihr Benehmen, die Erinnerung des Ta-

ges, die Begegnung auf dem Herwege, Alles hatte ihn verstimmt, verstört, und nicht meine innige Liebe, nicht meine zarteste Schonung vermochten diese mißtönenden Klänge zur Harmonie zu stimmen.

Ich wurde gereizt, empfindlich. Wer wäre es in meiner Lage nicht geworden? Ich sagte es ihm unverhohlen. Ich sah wie es ihn ergriff; aber ich konnte nicht anders. O wenn schon die Welt mit ihren kalten Forderungen, und das unerbittliche Gesetz in seiner düsteren Strenge sich gegen mich verschworen haben, muß auch noch die Liebe die letzten Blüthen hartherzig abreißen, und mir den einzigen, schönen Augenblick eines peinlichen Tages verkümmern? Ich litt unendlich, und es wäre ein Raub an unserer Freundschaft gewesen, wenn ich ihm hätte entziehen wollen, was in mir vorging. Laß die es verbergen, die es vermögen! In dieser Möglichkeit liegt das Bekenntniß ihres schwächeren Empfindens.

Er stürzte endlich zu meinen Füßen, und bath mich, meinen Thränen Einhalt zu thun. Ein schwerer Kampf erhub sich in seiner Brust. Mein Schmerz und seine ängstlichen Rücksichten, die Wahl zwischen meinem Unglück, und dem, was

er Verletzung seines Ehrgefühls nannte, regten ihn in fürchterlicher Heftigkeit auf. Er sprang auf, und ging rasch im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder zu mir, und beschwor mich, ruhig zu seyn, und an die Gewalt seiner Liebe zu glauben. Konnte ich das, wenn jeder Wunsch Leonorens, jeder Hauch des öffentlichen Rufs hinreicht, sein Bewußtseyn aufzuschrecken, und unser stilles Glück zu stören? Ich ließ meine Thränen strömen. Ich sagte, was ich empfand, was ich litt. Ich fühlte mich im Innersten zerrissen, erschöpft, und sank halbohnmächtig aufs Sopha zurück. Jetzt war es um seine Fassung geschehen. Er faßte mich in seine Arme, seine glühenden Küsse weckten mich ins Leben. Ach Bertha! Welcher Moment! Ich richtete mich auf, ich sah in die Sterne seiner schönen Augen, die durch den feuchten Schleyer seiner Thränen mit glühender Zärtlichkeit strahlten, und ich streckte meine Arme aus, ihn an meine Brust zu drücken. Da rollte ein fürchterlicher Donnerschlag über unsere Häupter hin, und ein schwefelgelbes Licht fuhr durch das dunkelnde Zimmer, in dem die Kerzen herabgebrannt waren. Er riß sich auf, er stand bleich und starr vor mir. In dem Augenblick schlug es drey Viertel auf Eilf. Er erschrack, raffte sich

zusammen, rief: Ich muß fort! und wandte sich schnell von mir.

Um Gotteswillen! Warum? Was ist Dir so plötzlich?

„Ich muß fort! Halte mich nicht auf! Um eilf Uhr werden die Thore des Pallastes geschlossen. Wer später kommt, wird bemerkt. Niemand darf wissen, daß ich um diese Stunde bey Dir war."

Und in diesem Wetter willst Du fort? rief ich. Ein Platzregen mit Schlossen stürzte aus den geborstenen Wolken; das Wasser lief in Strömen über die Straße.

Er schüttelte wild den Kopf: „Und wenn die Hölle offen wäre, ich muß doch fort!"

Ich lasse Dich nicht! rief ich: Du bist erhitzt, der Regen ist kalt, es könnte Dein Tod seyn! O geh nicht! geh nicht!

Rosalie! rief er wild: Laß den Mann von Ehre für Deine und seine Ehre sorgen! Laß mich fort! Mit diesen Worten machte er sich gewaltsam von mir los, und eilte aus dem Zimmer. Ich sank auf den Stuhl am Fenster. Der Sturm in meinem Inneren glich dem in der empörten Natur. Mein Blick fiel auf die Straße. Ich sah die Gestalt im weissen Mantel beym Leuchten des Blitzes aus dem Thore treten, und zwey dunkle

Figuren, die ihm den Weg vertreten zu wollen schienen. Mit gewaltigem Arm machte er sich Platz, und ein teuflisches Lachen schallte ihm nach. Hatten sie ihn erkannt?

Tausend streitende Gedanken erhuben sich in meiner Brust, tausend peinliche Möglichkeiten standen vor meinem Geist. Ich konnte das Schlimmste befürchten, denn ich wußte nichts Bestimmtes. Ich fühlte mich krank, schellte meinen Leuten, und ließ mich zu Bette bringen; aber kein Schlaf besuchte meine Augen, nur sehr bittere Thränen über das unwürdige Schicksal einer so edlen Liebe erleichterten endlich meine Brust, und lößten die ängstliche Spannung. Mir ward leichter, das Gewitter hatte indessen auch ausgetobt, die kurze Nacht war vergangen. Wie das Licht der Welt zurückkehrte, kehrte auch mir Besinnung und einige Ruhe zurück, und ich stand auf, um Dir zu schreiben.

Das hat mich erleichtert. Mein Geist ist stiller geworden. Aber ruhig? O das kann ich nicht werden, so lang meine Liebe vor jedem Schattenbild falscher Ehre, vor jeder Laune einer eifersüchtigen Frau zittern muß! Leb wohl!

Sechs und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus dem fürstlichen Pallast den 20sten May 1811.

Mein ganzes Seyn in den gegenwärtigen Verhältnissen und Beziehungen wird von Tag zu Tag unangenehmer. Neid und Cabalen scheinen auf jeden meiner Schritte zu lauern, und Alles, was mir zum Nachtheil gereichen kann, ans Licht zu ziehen, zu verkehren, zu deuten, um mir, wo es nur möglich ist, ein übles Spiel zu machen.

Um Leonorens Willen, deren Ruhe zu schonen ich fest entschlossen bin, habe ich meinen Umgang mit Rosalien bisher so geheim als möglich gehalten, sie auch nur mit der größten Vorsicht, und in Stunden besucht, welche, im Falle man es erführe, weder meinem noch ihrem Rufe nachtheilig seyn könnten.

Dennoch erhebt sich hier und dort eine Stimme

der Lästerung gegen sie und mich. Man fängt an, halb laut, halb versteckt, von dem Geheimniß zu sprechen, und ich habe alle Ursache, überzeugt zu seyn, daß Leonore bereits von Allem unterrichtet ist.

Vor zehn Tagen war unser Vermählungstag. Der Fürst hatte es zufällig erfahren, und mir angebothen, mich den ganzen Tag von meinem Dienste loszuzählen, damit ich ihn ungestört mit meiner Familie zubringen könne. Ich mußte die Gnade geziemend erkennen, und hinterbrachte sie Leonoren mit einem wahrhaft frohen Gefühl; denn ich glaubte auch ihr eine Freude damit zu machen. Sie nahm es sonderbar auf. Im ersten Moment strahlte zwar ein lebhaftes Vergnügen aus ihren Augen, und ich schlug meinen Arm in herzlicher Liebe um sie. Da sah ich sie plötzlich innerlich zusammen schaudern. Ein düsterer Ausdruck überschleyerte die erst lächelnden Züge, und es schien mir sogar, daß sie eine Thräne zurückdrängte. Betroffen ließ ich sie los. Ein peinliches Gefühl sagte mir, was in ihr vorging. Ich stand, ihre Vorwürfe, ihre Klagen erwartend, und fest entschlossen, nichts zu läugnen, aber ihr auch alle die innige Liebe zu zeigen, die für sie in meinem Herzen lebt, und

wovon ihr jene Unglückliche nichts entzogen hat. Aber sie besitzt sich auf eine unbegreifliche Art. Sie faßte sich sogleich, blickte mich wieder freundlich an, und dankte mir jetzt recht innig für den Beweis meiner Anhänglichkeit an die Meinigen. Mir ward eiskalt bey diesen Worten, und das Gespräch ging auf gleichgültige Dinge über.

Der Tag selbst floß, wie er nach dieser Scene, und nach der Lesung eines Briefes von Rosalien vergehen konnte, die mir in den bittersten Worten meine Strenge gegen sie, meine Liebe für Leonoren vorwarf, und die ganze Tiefe eines leidenschaftlichen Gemüths zeigte. Leonore suchte zwar durch ihr Betragen jeden Stachel des Vorwurfs aus meiner Seele zu nehmen; aber ich fühlte, daß es Kunst war, und blieb verstimmt, wie ich denn überhaupt mich jetzt nicht mehr in ihrer Nähe zurechtfinden kann. Ich weiß, daß dieß größtentheils mein Unrecht ist, und es quält mich, obwohl ich es nicht ändern kann. Es ist aber auch das ihre. Hätte sie mir es früher möglich gemacht, offen mit ihr zu seyn, vielleicht wäre Alles in ein gutes Geleise, und mein Verhältniß zu Rosalien nie zu jener leidenschaftlichen Spannung gekommen, die mir jeden

frohen Genuß raubt. Jetzt ist es auf jeden Fall zu spät. Ich kann mit Leonoren über die Lage meines Herzens nicht mehr offen reden, und so dient ihr Betragen nur dazu, mich zu martern, ohne etwas für unser beyderseitiges Wohl, für ein freundliches Zurechtfinden zu bewirken.

Endlich schlug die Stunde, die mich zu meinem Zögling rief. Leonore entließ mich mit sichtlicher Kälte, und zum ersten Mahl seit unserem gestörten Verhältniß kam ein bitteres Wort über ihre Lippen. Ich überhörte es, und ging; aber es hallte in allen Tiefen meiner Seele nach.

Schwere Wolken zogen am Himmel herauf, und eine dumpfe Schwüle lag über den Höfen des Pallastes. So schwer lag es auch auf mir. Als ich in meine Zimmer kam, schlief der Prinz schon. Ich hieß auch Adolph sich niederlegen, und sann der Möglichkeit nach, Rosaliens heißen Wunsch dennoch zu erfüllen. Mein Herz war durch Leonorens kalte Besonnenheit verwundet, und durch ihr letztes Wort gereizt worden.

Eine tiefe Sehnsucht zog mich zu dem liebenden Wesen, das mich mit absichtsloser Innigkeit umfangen würde. Die späte Stunde, und selbst die Sorge für Rosaliens Ruf hielten mich im ersten Augenblick zurück. Man konnte mich zu

ihr gehen sehen, es war gleich zehn Uhr, um eilf wurden die Thore des Pallastes geschlossen, und wer später kömmt, muß sich melden.

Doch bald reizten selbst diese Hindernisse mich noch mehr. Ein Gewitter war im Anzug. Ich konnte hoffen, die Straßen einsam zu finden. Ich hüllte mich in meinen Mantel, und eilte die Treppen hinab. Der Sturm war schon erwacht, Staubwolken wirbelten, kein Mensch begegnete mir, und so erreichte ich die Straße, wo Rosalie wohnt. An der Ecke derselben traten zwey verhüllte Gestalten aus einem Portal, und nahmen denselben Weg, wie ich. Ich achtete nicht weiter auf sie; aber unfern vom Hause riß der Sturm mir den Mantel auseinander, es blitzte in dem Augenblick, und ich hörte die Beyden flüsternd sprechen und lachen. Die Möglichkeit, daß sie mich erkannt hätten, war mir höchst widerlich. Aber sollte ich auf diese Möglichkeit hin aufgeben, was ich vorhatte, und was bereits erreicht war?

Ich eilte zu Rosalien. Sie empfing mich mit glühender Liebe, sie verschwendete alle ihre Zärtlichkeit an mir, und vermochte doch nicht, die peinliche Stimmung zu verscheuchen, welche der ganze heutige Tag, Leonorens letzte Worte, und

das Lachen der beyden Gestalten in mich gebracht hatten. Sie fühlte es, und nun ergossen sich ihre Klagen und ihre Thränen unaufhaltsam. Mein Innerstes war aufgeregt, zerrissen. Dazu wurde das Gewitter immer heftiger, Blitze und Donner wütheten, der Regen stürzte herab. Rosalie überhörte Alles. Sie dachte nur mich und ihren Schmerz. Ich sah sie erblassen, hinsinken. Nun war meine Fassung dahin. Ich wollte mich in ihre Arme stürzen. Ein Donnerschlag weckte mich zum Bewußtseyn. Leonorens Erinnerung erhob sich in mir. Rosaliens Ruhe und ihre reine Würde schwebten vor meiner Seele. Ich kämpfte mein stürmendes Gefühl nieder, und entriß mich ihren umschlingenden Armen.

Als ich über die Treppe herabkam, fand ich, daß das Ungewitter oder ein böser Wille die Verhüllten unter dem Thorweg des Hauses festgehalten hatte. Ich eilte an ihnen vorbey. Sie folgten, und schienen mir den Weg vertreten zu wollen. Ich machte mir Platz; aber ich hörte meinen Nahmen nennen, ein spöttisches Gelächter schallte hinter mir drein, und es ist mir gewiß, daß Einer jener Beyden der verhaßte Lothar war.

Dieser Zufall ist mir unbeschreibli[illegible] ärgerlich. Der Mensch weiß, wo ich gewesen, und sein

niedriges Gemüth vermag nur das Schlechteste zu denken. Rosaliens Ruf kann dadurch leiden, und Leonorens Argwohn auf die abscheulichste Art bestärkt werden.

So peinigt mich Alles von allen Seiten, und dieses unselige Stadt- und Hofleben hat mich in ein endloses Labyrinth von Verdrüßlichkeiten und widrigen Zufällen verwickelt. Aber laß Dich den Teufel bey Einem Haare fassen, und Du bist sein auf ewig! Leb wohl!

Sieben und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Aus dem fürstlichen Pallast den 25ten May 1811.

Dein Brief, liebe Schwester, den ich etwas verspätet vor einigen Tagen erhielt, war ein Strahl himmlischen Lichts in der trüben Dämmerung meines Lebens. Jetzt, da geschehen ist, was ich so sehr wünschte, aber nicht voreilig vorher verkünden wollte, um dem freyen Spiel der Gefühle und der Macht gegenseitiger Eindrücke keinen Zwang anzulegen, und die Unbefangenheit, diesen lieblichsten Reiz unschuldiger Annäherung, nicht zu stören, jetzt darf ich Dir sagen: Ich hatte es erwartet, ja noch mehr, ich hatte es beabsichtigt. Lehmbach ist einer der vorzüglichsten Menschen, die ich kenne. Sein Äußeres ist so gefällig, und sein Umgang so anziehend, daß dieß allein hinreichend seyn würde,

eine Neigung, die er eingeflößt hätte, zu rechtfertigen; aber sein würdiger Character erhöht und heiligt noch dieß Gefühl, und ein bedeutender Rang setzt eine Verbindung mit ihm über jeden Tadel der Welt hinweg.

Dieses zartfühlende Herz war lange Zeit durch eine unglückliche Neigung für einen seiner nicht würdigen Gegenstand gekränkt gewesen. Unser Haus war der Zufluchtsort seines stillen Leides. Er war den Winter über sehr viel bey uns, und sehr oft an einsamen, ach damahls noch so schönen Abenden ganz allein mit Ludwig und mir. Da schloß sich uns sein redliches und zartfühlendes Gemüth ganz auf, und eine freundliche Hoffnung fiel, wie ein plötzliches Licht, in meine Seele, als er vor zwey Monathen die Sendung nach — — f erhielt, und ich wußte, daß er nun in deine Nähe kommen werde.

Es hat sich gemacht, wie ich im Stillen wünschte. Die reine Seele meiner Clara hat dieß edle Herz erkannt, und der biedere Freund konnte das anspruchslose zarte Geschöpf nicht ohne Rührung sehen. Du wirst ihn glücklich machen, und eine treue Mutter seiner holden Kinder seyn. Gott hat mein Gebeth erhört. Er segne eure nahe Verbindung!

Lehmbach hat mir, als er vor vier Wochen zurückkam, um seine Geschäfte zu ordnen, so viel und mit solcher Begeisterung von Dir gesprochen, daß ich sogleich auf einen bedeutenden Eindruck schließen konnte, den Du auf ihn gemacht haben mußtest. Dann schriebst Du mir Ähnliches, und jetzt ist, Gottlob! Alles in Ordnung. Gern, sehr gern, Ihr Glücklichen, wäre ich unter anderen Umständen an dem schönsten Tage Eures Lebens Zeuginn Eurer Seligkeit gewesen, und die funfzehn oder zwanzig Meilen bis zu der Tante würden mir nicht zu weit gewesen seyn, um mein Clärchen im Gefühl ihres wohlverdienten Glückes zu sehen, und an mein Herz zu drücken. Aber so wie meine Stimmung jetzt ist, wirst Du es mir als kein Zeichen geringerer Liebe ausdeuten, wenn ich Alles als verletzend fürchte, was die dumpfe brütende Stille stören würde, in der ich mich lieber gar nicht regen möchte, um nicht meine Wunden schmerzlicher zu fühlen. Es war eine Zeit, wo das Gefühl gekränkter Würde, und die Betrachtung, für wen ich hingeopfert wurde, mich durch die Kraft des beleidigten Stolzes aufrecht erhielten. Damahls fühlte ich mich stark, alles zu verheylen und zu unterdrücken. Es gelang auch, und

ich glaube, man hatte gar keinen Begriff von den Stürmen und Qualen, die damahls meine Brust verbarg.

In solcher Stimmung war ich auch noch an meinem Hochzeitstage. Als ich hörte, daß wir ihn allein in stiller Vereinigung zubringen sollten, überraschte mich, ein augenblickliches Vergessen meiner Lage, ein freudiges Gefühl. Der nächste Moment brachte mich zum Bewußtseyn zurück, und das Gewicht von Sonst und Jetzt fiel mit Centnerlast auf mein Herz. Ich wollte zwar den Eindruck verbergen; aber es war zu spät. Er war schon bemerkt, bitter empfunden und mißdeutet worden. So brachte dieser unbewachte Augenblick mich auch um das Glück einer möglichen Täuschung, in welcher ich den einst so erwünschten Tag doch vielleicht hätte zubringen können.

Zwar gab man — das muß ich aufrichtig gestehen — sich alle Mühe, diese Täuschung hervorzubringen. Man war recht aufmerksam, recht gut, und auch manchmahl zärtlich. Aber gerade diese Aufwallungen waren es, die mir den schärfsten Stachel ins Herz drückten, indem sie mir einen vorübergehenden Schimmer jenes vollen Tages zeigten, in dem ich sonst immer gewandelt hatte.

Man brachte mir sehr schöne, ganz nach meinem Geschmack gewählte Geschenke. Sie freuten mich wohl, und ich zeigte es auch. Aber jene Blumen, die ich sonst bey kleinen Abwesenheiten, in Briefe eingelegt, zum Zeichen erhielt, daß man in jeder schönen Gegend meiner gedacht habe, hatten doch unendlich mehr Werth für mich gehabt, als dieser Indische Shawl, und der elegante Farbenkasten, den man mit Überlegung gekauft hatte, um mir den guten Willen, und einen Überrest von Zuneigung zu zeigen. Ach! Er hüllt meine Brust in das warme Tuch, weil sein Herz nicht mehr warm an dem meinigen schlagen kann!

Diese und ähnliche Gedanken bewegten sich unwillkührlich in meiner Seele, verstimmten fortwährend mein Gemüth, und ließen mich den Ton nicht finden, in dem ich mit ihm sprechen sollte. Ich gab mir alle Mühe, nicht bitter zu werden, zu scheinen, als wüßte ich von nichts, und als gäbe ich mich der Täuschung hin, die er hervorbringen wollte. Es gelang nicht. Unsere Unterredung war matt, gespannt. Er wurde zerstreut, einsylbig, und sah einigemahl gegen Abend auf die Uhr. Der Fürst hatte ihm den ganzen Tag frey gegeben. Was konnte ihn von mir wegziehen?

O eine schmerzliche Vermuthung wallte in mir auf! Und als er wirklich viel zeitlicher, als ich hoffte, aufstand, um seinen Hut zu nehmen, da entriß mir mein beleidigter Stolz die Äußerung: Er möchte sich nicht länger bey mir aufhalten; mir schiene ohnedieß, daß wir nicht mehr recht zusammenpaßten. Er sah mich mit glühendem, finsterem Blicke an — so habe ich ihn nur gesehen, wenn er über eine Ungerechtigkeit oder Bosheit seiner Untergebenen zürnte — und schwieg einen Augenblick. Du hast Recht, sagte er dann eiskalt: Es ist Zeit, daß ich gehe!

Seitdem sehe ich ihn viel seltener. Jenes rasche Wort scheint den letzten Damm zerrissen zu haben, den Schonung, oder die Hoffnung, mich zu täuschen, zwischen ihm, und einer ungescheuten Enthüllung seiner wahren Gesinnungen gezogen hatte. Es finden sich nun eine Menge Abhaltungen in sein Apartement zu kommen, und wenn er da ist, ist er zerstreut, oder das Gespräch läuft über häusliche Angelegenheiten. Zu diesen trüben Verhältnissen kommt noch, daß, seit der Frühling vorgerückt ist, alle Nachrichten, die wir aus Rosenstein erhalten, die Anwesenheit wenigstens Eines von uns daselbst dringend fordern. Er kann den Prinzen nicht

verlassen. Ich werde also hinaus, und ihn hier allein lassen sollen. — Allein! Großer Gott! Und unter welchen Umgebungen!

Ach auch damahls, als er sich in den ersten Jahren unserer Ehe aus meinen Armen riß, um dem Ruf der Pflicht und Ehre in dem Feldzug zu folgen, wußte ich ihn von Gefahren umringt. Aber es war möglich, daß keine Kugel ihn treffen würde, und er zu der beträchtlichen Zahl Jener gehörte, die unversehrt, oder nur leicht verletzt, zu den Ihrigen zurückkehrten. Und dann, wenn ich ihn damahls verloren hätte, so hätte der Gedanke des ehrenvollen Todes für Vaterland und Pflicht mich wohl nicht getröstet, aber doch erhoben. — Aber jetzt?

Dieser Gedanke der Trennung, und ihr Vorgefühl, das ich in seinem offenbaren Zurückziehen schon jetzt empfinde, haben mir durch ihren Schmerz auch noch die Kraft geraubt, mich so ganz, wie vor einiger Zeit, zu beherrschen. Ich fühle mich so weich, so wehmüthig gestimmt. Ach! Dir kann ich es sagen, liebe Schwester! Ludwig erscheint mir jetzt, da ich ihn beynahe für verloren halten muß, noch liebenswürdiger als je. Und er ist es auch. O mein Gott! Er ist so edel, so kindlich gut!

Mehr als einmahl schon hat mein Herz mich gedrängt, an seinen Hals zu fliegen, und ihm meine Schmerzen, meine Sorgen zu gestehen. Aber nein! Nein! Ich darf es nicht wagen. Er kann sich nicht ändern, er ist zu tief verstrickt, und so würde dieß Benehmen nur eine höchstergreifende Scene veranlassen, mich in seinen Augen herabsetzen, und ihn vielleicht ganz von mir scheuchen.

Einen Beweis seines edlen, geraden Sinnes hat er nur erst vor wenig Tagen gegeben.

Es wurde ein Ordenscapitel gehalten. Von dem Orden, dessen Commandeurkreuz Ludwig, seit er bey Hofe ist, trägt, sollten mehrere Decorationen aller Classen ausgetheilt werden. Der Oberhofmarschall, ein schwacher, eitler, aber im Grunde redlicher Mann, der seinem Herrn wirklich mit Anhänglichkeit dient, und für den ein Großkreuz längst das höchste Ziel aller Wünsche war, hatte sich nebst vielen Anderen darum beworben. Seine Ansprüche waren durch Geburt, Dienstjahre und Redlichkeit allerdings sehr geltend; dennoch hatte es das Ansehen, als ob ihm einige Jüngere vorgezogen werden sollten. Der Oberhofmarschall gab sich alle ersinnliche Mühe, und setzte alle Triebfedern, die ihm zu

Geboth standen, ins Spiel. Ludwig hörte davon. Er fand es ungerecht, den alten Mann um eine so wohl verdiente, und ihm so theure Belohnung zu bringen. Er nahm sich das Herz, mit dem Fürsten selbst darüber zu sprechen, und bemühte sich zugleich, in dem Capitel mit allem Nachdruck, und so klar, als es ihm selbst war, zu zeigen, daß jene glücklicheren Nebenbuhler sich weder mit den Jahren, noch mit dem Verdienste und dem Eifer des Hofmarschalls messen könnten. Genug, dieser erhielt das Großkreuz, und der Fürst gestand ihm in der Audienz, als er dafür zu danken kam, wer ihn vorzüglich dazu vermocht habe.

Das brach dem alten Manne das Herz. Der Fürst hat Ludwig selbst erzählt, daß er Thränen in seinen Augen gesehen. Sein erster Weg aus dem fürstlichen Kabinett war zu Fahrnau. Er wollte förmlich und etikettenmäßig seyn, aber es ging nicht. Die Rührung überwältigte ihn, und Fahrnau, alles Andere vergessend, schloß ihn recht innig und freudig an seine Brust. Seitdem hat er an dem Mann, der ihm früher abgeneigt war, einen warmen Freund erworben.

Sieh, Clara! So gut ist mein Ludwig. Es ist unmöglich. Ich kann ihm nicht zürnen. Mein

Stolz ist gebrochen, ich kann nur um ihn weinen, und eine unselige Verkettung der Umstände anklagen, die uns zuerst nach **bad, und endlich hierher führten. Was dann geschah, wie Ludwig in diese Schlingen fiel, fallen mußte, das ist wohl sehr natürlich, und war beynahe voraus zu sehen. Ich habe es geahnet, als ich Rosenstein verließ. O es hat sich Alles, Alles vereinigen müssen, um es dahin zu bringen, wo wir jetzt sind, des Fürsten Vorliebe für Fahrnau, seine bedeutende Persönlichkeit, seine Jugendfreudigkeit, selbst sein Ehrgeiz! Es war Alles schlau und genau berechnet.

Clara! Theure, geliebte Schwester! Du stehst jetzt auf dem Punct, auf den ich vor eilf Jahren stand. Der Himmel gebe Dir das Glück, das ich genoß, aber nie, nie meine Schmerzen zu fühlen! Du zwar hast dieß auch weniger zu fürchten. Nicht als ob Lehmbach nicht eben so liebenswürdig wäre, als Ludwig; aber sein Gemüth ist weit stiller und besonnener, und seine Geschäfte, seine schwächere Gesundheit, selbst seine Erziehung haben anders auf ihn gewirkt. Er wird nie mit dieser Gluth und Heftigkeit fühlen, und sich also auch niemahls so hinreißen lassen. Gott erhalte Dir ihn, und seine Liebe recht lang! Leb wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

Freudenwald den 4ten Junius 1811.

Seit dem November des vorigen Jahres, folglich durch sieben Monathe, habe ich an Einem Orte mit meiner Dame gelebt. Ein langer Zwischenraum von Ruhe bey einem Wesen, das so wenig von dieser Eigenschaft an sich hat, wie sie! Jetzt scheint aber auch ihre Natur wieder in die alten Rechte zu treten, und unter dem Vorwand, daß sie den Sommer unmöglich in der Stadt zubringen kann, eigentlich aber, weil der Hof und mit ihm Fahrnau das Lustschloß, in dessen Nähe ich dir schreibe, bezogen hat, haben wir ein Landhaus gemiethet, und leben seit acht Tagen hier, wo die Stadt sich auf das Land ergossen hat, wo städtische Sitten, Moden, Spielgesellschaften und unsinniger Aufwand eine

Art von Parodie auf die ländlichen Umgebungen machen, und außer dem, daß die Häuser Gärten haben, und der Blick hier und dort auf Kornfelder oder waldige Höhen fällt, Alles gerade so ist, wie in der Residenz.

Ja, Alles leider gerade so! Das strafbare Verhältniß dauert leider fort, und die Gartenwohnung ist nur darum gemiethet worden, um dem fürstlichen Sommerpallast und dessen Bewohnern näher zu seyn. Die unglückliche Leonore wird, wie man sagt, mit ihren Kindern auf ihren Landsitz gehen, und es ist gut, wenn sie sich entfernt; denn was bisher unter der Hülle des Geheimnisses verborgen war, kann sich theils auf die Länge unmöglich in dieser Verborgenheit erhalten, und theils liebt Rosalie aus der unbeschreiblichen Verschrobenheit ihres Geistes das Auffallende zu heftig, um nicht gern mit einer Liebe zu prunken, die Andere an ihrer Stelle in die tiefsten Schatten hüllen würden. Sie setzt eine Art von Größe darein, sich nicht zu verleugnen, und, was sie als recht und gut erkennt, auch der Welt als solches aufzudringen.

Das nimmt denn aber diese freylich nicht immer so an, wie meine Dame es sich einbildet. Klatscherey und gerechter Tadel erheben sich schon

jetzt hier und da über ihr Betragen, über ihre Verbindung mit dem Gemahl einer Anderen, und noch dazu einer so allgemein geachteten Frau. Dieser Gemahl ist zudem auch seiner Seits eine so bedeutende Person, und durch Fürstengunst, Wohlgestalt, und wirklich edle Eigenschaften so ausgezeichnet, daß der Neid geschäftiger als je ist, überall Blössen an ihm auszuspüren, und daß selbst seine Tugenden, und was sein Herz ihn gleichsam unwissentlich Gutes thun läßt, nur ein Stachel mehr für seine Feinde werden. So hat er neulich einem wichtigen Mann am Hofe, der seit einiger Zeit sein heimlicher, und wohl auch offenbarer Feind war, einen sehr großen Dienst geleistet, bloß weil diesen, wie Fahrnau meinte, Unrecht geschah. Dieser Mann ist nun für ihn gewonnen. Die Welt sieht es, aber unfähig, die reine Größe eines guten Herzens zu fassen, sucht sie hinter dieser Handlung eines kräftigen billigen Gemüths nur geheime Absichten, und lästert, was sie zu begreifen zu schlecht, und zu achten zu niedrig ist.

Wie klein und erbärmlich doch diese sogenannte große Welt vor dem Blicke des unbefangenen Beobachters dasteht, wenn er sieht, wie heilige Überzeugungen, wie alle Begriffe von unver-

lierbaren Rechten, aller edlere Stolz, ja selbst die gemeinsten Vorstellungen von Recht und Unrecht verläugnet und verdreht werden, um ja nicht gegen den von der herrschenden Parthey angegebenen Ton zu verstoßen! Diese herrschende Parthey sind nun jetzt an unserem Hofe allerdings die Französischgesinnten, und die vielen Franzosen und französischen Emissäre. Der Fürst so wenig seine innerlichen Gesinnungen damit zusammenstimmen mögen, wird durch die Zeitverhältnisse gezwungen, diese Menschen nicht allein zu scheuen, sondern wohl auch auszusehen, als ob er mit voller Seele ihrem System ergeben wäre. Das Hofvolk ahmt sclavisch nach, was es den Fürsten thun sieht. Viele wollen sich auch wohl das Ansehen weit aussehender Geister geben, indeß sie mit ihren großen Cosmopolitischen Ideen nur die Absicht haben, sich von der Pflicht loszuzählen, für das Gegenwärtige mit redlichem Ernste zu sorgen. Einige beugen gedankenlos den Nacken unter ein Joch, das ihnen Convenienz und vor Allem der Gedanke erträglich macht, daß es von den Ufern der Seine kommt, woher man seit langen Jahren gewohnt ist, Befehle über das Conventionelle anzunehmen; und noch Andere wissen endlich ihren Vortheil unter der

Hand geschickt mit den Zeitbedürfnissen zu vereinigen.

Unter allen diesen, theils niederträchtigen, theils armseligen, Menschen steht nun Fahrnau, der in edlerem Sinne ganz das ist, was jene Parthey mit dem Ausdruck Aristocrat bezeichnet, fast allein mit seinem offenen Hasse gegen alle Neuerungen, und gegen den Umsturz der alten Verfassungen, in denen er das Heil der Welt sucht, da, und läßt sich von keiner Rücksicht, ja nicht einmahl von gewöhnlicher Klugheit hindern, seine Meinung laut zu äußern. Schon einigemahl ist er in Gesellschaften ziemlich unsanft mit den Franzosen, und noch härter mit jenem Lothar zusammengetroffen, der, wie alle Renegaten, ärger ist, als die Parthey, zu der er übertrat. Der Fürst, der Fahrnau wirklich liebt, ist verlegen, wenn er solche Auftritte erfährt, und hat ihn schon ein Paarmahl gewarnt. Alle diese Menschen nun vergrößern die Zahl von Fahrnau's Feinden, und sind aus verschiedenen Absichten gleich eifrig, ihm auf jede Art zu schaden, seinen Schritten nachzuspüren, und, was sie Wahres oder Falsches erfahren, mit den gehäßigsten Vergrößerungen zu verbreiten.

Diese Umstände haben nun auch auf Ro-

saliens Gemüthsstimmung einen höchst ungünstigen Einfluß, und so gern sie es sich verbergen, und den Schein haben möchte, das Weltgerede zu verachten, so ist sie doch dabey nicht wenig gequält. Auf der andern Seite steht ihr Leonore mit ihren gerechten Ansprüchen, und vor Allem mit ihrer Liebenswürdigkeit entgegen. Fahrnau's Herz hängt noch mit tausend süßen Banden der ersten Liebe und der Gewohnheit an ihr, ja er scheint Beyde zu gleicher Zeit, fast mit gleicher Neigung, zu umfassen, und so seltsam diese Erscheinung ist, so glaube ich doch, daß sie sich gerade aus dem scharfen Contraste der beyden Frauen erklären läßt, indem jede eine ganz entgegengesetzte Seite seines Empfindungsvermögens in Bewegung setzt. Aber Rosalien ist diese Mitherrschaft unerträglich, und ich sehe wohl, wie sie durch tausend kleine Künste, und durch allen Zauber, der ihr zu Gebothe steht, dahin strebt, die gefährliche Nebenbuhlerinn zuerst aus seiner Nähe, und endlich aus seinem Herzen zu verdrängen.

Das gibt denn genug der Sorgen, Unruhen, Geschäfte und Launen. Unser Zusammenleben wird dadurch nicht angenehmer, und in manchen Augenblicken fühle ich nur zu sehr, wie bitter

es ist, in Abhängigkeit zu leben. Aber nicht Rosaliens Launen und das Unrecht ihres Betragens allein ist es, was seit einiger Zeit mein Herz beunruhigt, und den stillen Frieden daraus zu verdrängen droht. Auch in den engen Kreis, in welchen ich seit Jahren meine Wünsche und Hoffnungen zu begrenzen suchte, drängt sich Etwas Neues, Beunruhigendes, oder vielmehr das Alte, das ich als ein schmerzliches Opfer abgethan, und für diese Erde geendet hielt, scheint sich wieder zu regen, und ich muß mein rebellisches Herz mit Gewalt zur Ruhe sprechen, um nicht wieder in den Strudel der verwirrten Gefühle gerissen zu werden, die doch endlich zu nichts führen können, als mich mein Unglück lebhafter empfinden zu machen.

Der reisende Freund ist nach sechs Jahren endlich aus seiner langen Irre zurückgekommen, und stehet mit dem Jugendfreund in einem sehr lebhaften Briefwechsel. Seitdem hat dieser mehrmahl meine Mutter besucht, von alten Zeiten gesprochen, und, zwar versteckt, aber mit sichtlicher Rührung, sich öfters nach mir erkundigt. Was soll ich davon denken? Darf ich nach dem, was wir einmüthig beschlossen haben, auch nur der kleinsten Hoffnung Raum geben? Dennoch

reget diese die längst ermatteten Fittige wieder, und erhebt sich, um meine Ruhe zu stören. Liebe Schwester! Schreib doch der guten Madame Müller! Sie kommt oft zu unserer Mutter, und sieht klarer, als diese, der lange Leiden und die Liebe für ihr Kind vielleicht den Blick getrübt haben. Sie soll mir Wahrheit verkünden, und rathen. Leb wohl!

Neun und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Schloß Freudenwald den 8ten Junius 1811.

Ich schreibe Dir aus Freudenwald, dem Schlosse des Fürsten, das ich seit zehn Tagen mit meinem Zögling bewohne. Für mich enthält es keine Freuden! Ich bin sehr verstimmt und trübe; denn ich bin allein hier, und Leonore ist mit beyden Kindern in Rosenstein.

Wie das gekommen ist, weiß ich kaum selbst noch recht; aber ich fühle es, daß ich verwitwet bin, und selbst der Umgang einer geistreichen, liebenden Freundinn mein unheimliches Gefühl nicht beschwichtigen kann.

Schon längere Zeit her enthielten die Briefe meines Beamten Nachrichten, die allerdings die Anwesenheit Eines von uns auf dem Gute gefordert hatten. Mich fesseln meine Verhältnisse

unausweichbar, und es hätte also nur Leonore gehen müssen. So seltsam, ja fremd sie sich auch seit einiger Zeit gegen mich benimmt, so konnte ich mich doch nicht entschließen, sie von mir zu lassen, noch weniger, es ihr vorzutragen. Der Hof wollte das Lustschloß beziehen. Es ist nicht weitläufig. Für meine Familie war kein Platz in demselben, und ich dachte daran, ein hübsches Gartenhaus in der Nähe für sie zu bekommen. Da brachte man, eben wie ich bey Leonoren war, einen Brief, in welchem der Amtmann mich neuerdings sehr dringend ersuchte, zu veranlassen, daß, weil ich mich nicht von hier entfernen könnte, die gnädige Frau nur auf einige Wochen nach Rosenstein kommen möchte.

Ich sah Leonoren an, und ohne die Folgen meiner Worte in diesem Augenblick zu bedenken, sagte ich: Es ist recht ärgerlich; aber was ist zu thun? Könntest Du Dich denn entschließen?

Sie blickte mich an. Einen s o l c h e n Ausdruck habe ich nie in ihren Augen gesehen! O gern! Von Herzen gern! sagte sie mit seltsamer Heftigkeit: Du erfüllest einen meiner liebsten Wünsche, wenn Du mich nach unserer stillen Heimath entlässest! Hier liegt der Pallast und der Himmel schwer auf mir!

Leonore!

Ja gewiß! Ich tauge nicht in die große Welt. Zudem ist ohnedieß in Freudenwald kein Raum für mich. Wir würden doch getrennt seyn.

Aber nicht so weit! antwortete ich, und fühlte, wie mein Unmuth über diese eiskalte Bereitwilligkeit stieg: Indeß es steht in Deiner Wahl.

Ich gehe nach Rosenstein! antwortete sie, wandte sich, und verließ das Zimmer.

Ich sah ihr erstaunt, gereizt nach. Ich erwartete, daß sie wieder kommen würde. Meine Zeit war bald um. In einer halben Stunde sollte ich bey meinem Zögling seyn, und Rosalie, die gestern krank gewesen, hatte mich ebenfalls dringend gebethen, sie diesen Morgen nur auf einen Augenblick zu besuchen. Ich sandte Adolph nach seiner Mutter. Sie war schon in der Geräthekammer, um mit den Domestiken nach den Reisekoffern zu sehen. So sehr drängte es sie, die Stadt zu verlassen!

Ich ging, ohne sie zu erwarten. Auch Rosaliens Gegenwart konnte mich nicht aufheitern; aber ihre bevorstehende Trennung von mir, wenn ich mit dem Hof nach Freudenwald ginge, hatte sie wenigstens mit mehr Kummer erfüllt, als

Leonoren. Im Schloße fand ich außerordentlich viel mit den Anstalten zur Reise zu thun. Die Dienerschaft hatte anzufragen, ich Befehle auszutheilen; auch mußte ich einigemahl zum Fürsten, dann zum Oberststallmeister, um zu bestellen, was für uns nöthig war. Am Abend sandte ich, um fragen zu lassen, was die Meinen machten, und mein Außenbleiben zu entschuldigen. Leonore war nicht wohl; doch hatte sie die Abreise auf den folgenden Nachmittag festgesetzt, und, wie ich hörte, zweymahl zu mir gesandt, um mir von ihrer Unpäßlichkeit und ihrem Entschlusse Nachricht zu geben. Jene Gänge und die Läßigkeit des Hofgesindes waren Ursache, daß mich diese Bothschaften weder getroffen hatten, noch mir waren gemeldet worden. Das vermehrte meinen Unmuth, und ich nahm mir vor, am frühesten Morgen zu ihr zu eilen. Als ich aufstand, brachte man mir ein Billet von Rosalien. Sie war gestern noch kränker geworden. Mein Nichterscheinen, da ich sie sonst gewöhnlich gegen Abend zu besuchen pflege, und der Gedanke an die kommenden Tage, die nun so einsam vorüberziehen würden, hatten auf ihr allzureizbares Gemüth gewirkt. Sie hatte sich früh zu Bette legen müssen, und eine schlaflose

Nacht mit Planen zugebracht, wie wir uns doch nahe bleiben könnten. Diese wollte sie mir nun schnell mittheilen, und die Anstalten zu ihrer Ausführung auf der Stelle treffen. Sie bath so dringend! Sie war so ganz Liebe und Hingebung! Ich flog zu ihr, mit dem Vorsatz, mich nur wenige Augenblicke aufzuhalten.

Ich fand sie sehr erschöpft; aber aus den wehmüthig lächelnden Blicken strahlte eine schöne Hoffnung. Sie hatte noch gestern mit dem Besitzer eines in der Nähe des fürstlichen Schlosses gelegenen Gartenhauses, das zu vermiethen war, gesprochen. Sie wollte es beziehen. Sie hatte tausend Entwürfe, wie wir uns in den entlegenen Parthien des großen schönen Gartens, von einer reizenden Natur umgeben, mit desto größerer Freude sehen könnten. Ihre dichterische Phantasie hatte Alles aufs schönste ausgemahlt. Ich mußte den Zauber der Leidenschaft erkennen, und durfte nicht tadeln, was sie so anmuthig aus Liebe für mich entworfen hatte. Dennoch graute mir vor dem Gedanken der Öffentlichkeit, die unsere Verbindung dadurch bekommen mußte, besonders nachdem schon allerley Gespräche sich über uns zu erheben anfangen. Ich versuchte einige Einwendungen. Sie fruchteten nichts gegen

die glühenden Farben des Gemähldes von unserm seligen Landleben, das in diesem ätherischen Gemüthe bereits ganz ausgemahlt stand. Aber über diesen Einwendungen und Widerlegungen war mehr als eine volle Stunde vergangen, und mit ihr die Zeit, die ich bey den Meinigen hätte zubringen können. Ich mußte zu meinem Prinzen, und erst gegen zwölf Uhr war es mir möglich, Leonoren zu sehen. Diese Hindernisse, dieser Umtrieb, selbst die verlegene Stimmung, in der ich mich Leonoren gegenüber befand, regten mein Gemüth in widriger Spannung auf. Schon im Vorsaal ergriff der Anblick der gepackten Koffer, Taschen, und anderen Reisegeräthes mich auf eine peinliche Art. Ich sah, es war beschlossen, man wollte fort. Völlig angezogen im Reisekleide, etwas blaß, aber ruhig, trat mir Leonore entgegen.

Wie ich sehe, ist dein Entschluß fest, sagte ich: Und so schnell!

Ich wüßte nicht, was mich hier halten könnte, antwortete sie: In Rosenstein ist jeder Tag Gewinn. Mich verdroß die Antwort. „Du bist doch gar zu sorgfältig! Du warst gestern nicht wohl!“

Kleinigkeit! antwortete sie leicht: In meinen

Bergen werde ich mich am sichersten und schnellsten erhohlen. Mein Sinn steht nur dahin, und es ist mir, als könnte ich sie nicht früh genug erreichen.

„Diese Sehnsucht ist doch ganz neu.“

Mit nichten! Nur scheute ich mich früher, sie zu äußern, um dir das Herz nicht schwer zu machen. Jetzt gibt sich die Sache von selbst. Meine Gegenwart zu Hause ist nothwendig, du wünschest sie, und vorgestern sind Pferde mit der gewöhnlichen Fuhr angekommen. So fügt sich Alles zusammen, und ich gehe diesen Nachmittag

„Diesen Nachmittag? Wozu diese Eile? Du erreichst Rosenstein doch heute nicht.“

Ich komme bis Ennsheim, übernachte beym Oberförster, und bin Morgen Mittags zu Hause.

Ich fühlte mich verstimmt, erkältet, und schwieg. Nach einer kurzen Pause fing sie ein sehr besonnenes Gespräch über die Verfügungen an, die in Rosenstein zu treffen wären. Ich fand meine Fassung in der ihrigen. Wir sprachen lang und angelegentlich. Es schlug zwey Uhr. Man hohlte mich zu Tische. Leonore sprang auf, sie erblaßte, und ich sah eine heftige Erschütterung ihr Wesen durchzucken.

Leb wohl! rief sie, und schlang ihre Arme fest um meinen Hals.

So hast Du mich noch lieb? rief ich.

O mein Gott! seufzte sie, und ihre Thränen strömten.

„Bleib da, Leonore! Laß es in Rosenstein gehen, wie es kann! Verlaß mich nicht!"

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihre Stellung zu verändern, oder ihre Thränen zu stillen.

Ich muß! sagte sie endlich: Halt mich nicht auf! Es ist gut, daß ich gehe.

Ich sah sie zweifelnd an. Der Kammerdiener trat noch einmahl ein.

Nun umschlang sie mich noch fester. Auch meine Augen wurden naß. Sie sah es, und hub den schönen thränenvollen Blick und die gerungenen Hände zum Himmel. Dir empfehle ich ihn! sagte sie: und schien noch etwas hinzusetzen zu wollen. Ein Blick auf die Kinder hielt sie zurück. Diese umschlangen mich, mein Herz war unaussprechlich bewegt, es war, als gälte dieser Abschied keiner Trennung für kurze Wochen. Ich riß mich endlich los, und stürzte fort.

Nach einer Stunde, sobald ich gegessen hatte, eilte ich wieder hinüber. Sie waren schon fort.

Trübe und finster brachte ich diesen Tag und noch zwey folgende zu. Ich war an mir selbst irre geworden. Zum ersten Mahl fühlte ich eine Un-

sicherheit über meine Stellung gegen Leonoren, und über ihre Liebe zu mir. Zweifel, Vorwürfe, finstere Gedanken erhuben sich, wie ein Gewitter, in meiner Brust, alle Milde, alle Liebe Rosaliens konnte sie nicht stillen, und ihr Vorsatz, nach Freudenwald zu ziehen, war nicht geeignet, die unangenehme Spannung, mit der ich in die Zukunft blickte, zu lindern. Auch daß Adolph mir fehlte, den ich auf Leonorens Bitte mit ihr habe reisen lassen, störte mich, und machte mir das Gefühl meines Alleinseyns noch drückender.

Wußte Leonore bestimmt um meine Verbindung mit Rosalien? Und was wußte sie? War es Trotz, oder natürliche Gleichgültigkeit, Eifer für ihr Hauswesen, oder Wunsch, sich mir zu entziehen, was ihr diese Reise so angenehm machte? Ich liebe sie noch eben so heiß wie ehemahls, ich zeigte ihr deutlich genug, daß ich sie ungern verlor. Warum drang sie dennoch so auf die Abreise?

Habe ich wirklich Unrecht gegen sie? Kann eine innige, aber, Gott weiß, gewiß schuldlose Neigung zu einer Unglücklichen, die nur für mich und in mir lebt, ihr gegründete Ursache zu Klagen geben? Warum hat sie nicht längst gesprochen? Ich würde mich damahls offen erklärt,

und sie — so denke ich wenigstens — gewiß zufrieden gesprochen haben.

Diese und tausend ähnliche Gedanken kämpften in meiner Brust, als am vierten Tage nach Leonorens Abreise ein Brief von Rosenstein ankam. O niemahls, auch nicht in jener Zeit meiner ersten hoffnungslosen Liebe zu Leonoren, habe ich ein Blatt, das ihre Schriftzüge trug, mit mehr Begierde erbrochen, als diesen Brief! Ich ward bitter getäuscht.

Es war der ruhigste, freundlichste Brief von der Welt. Sie war glücklich angekommen, befand sich mit den Kindern sehr wohl, und hatte mir außer einigen zärtlichen Gemeinplätzen nichts zu sagen, mich um nichts zu fragen, als über die Lage der Geschäfte auf dem Gut, und die Anordnungen, die zu treffen standen. Ich warf den Brief unmuthig auf den Tisch.

Nein! Rosalie hätte mich nicht verlassen, um ihre Wirthschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen! Ihr bin ich mehr als Vermögen und Lebensbequemlichkeit, ja mehr als das Leben selbst. Sie könnte mir Alles, Alles aufopfern, nur nicht ihre Liebe!

Ich habe überlegt, geprüft. Wirf mir nicht ein, wie Du schon öfters thatest, was meine

Pflicht gegen Leonoren heische! Ich habe diese nicht verletzt. Ich liebe sie wie ehemahls. Aber sie ist kalt. Ihr geht das Hauswesen und die Wirthschaft über ihren Gemahl, und sie versteht mich nicht. Es wäre nutzlos, mit ihr zu sprechen.

Ich habe Dir, lieber Bruder, einen unendlich langen Brief, aber mich nicht ruhiger geschrieben; vielmehr hat sich mein Verdruß bey dem Wiederkäuen vergangener Ärgernisse erneuert und vermehrt. Ich muß hinaus ins Freye. Ich will satteln lassen. Vielleicht finde ich auf Bergen und in Wäldern die Ruhe, die mich hier flieht.

Dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 15ten Junius 1811.

Hier bin ich in meinen geliebten Bergen. An Ludwigs Hand habe ich sie vor einem halben Jahre verlassen. Ohne ihn betrat ich sie wieder. Was ich in meinen letzten Briefen vorausgesagt habe, ist eingetroffen. Ich mußte hierher. Vernünftigerweise war nichts anderes zu thun, und es vereinigten sich manche Umstände, die zu jeder Zeit mich dazu bestimmt haben würden. Dennoch war ich entschlossen zu warten, und zu verschieben, so lange es möglich war, um wenigstens den äußeren Schein einer zufriedenen Ehe zu erhalten, obgleich mein Herz die Wirklichkeit längst mit Schmerzen aufgegeben hatte.

Du glaubst nicht, liebe Schwester, welche Gerüchte und Schwätzereyen über Ludwigs Ver-

hältniß zu jener Person, das er in das strengste Geheimniß gehüllt glaubt, umherlaufen, und wie man sich nicht scheute, mir selbst bald offen, bald in versteckten Ausdrücken davon zu sprechen. Aber je lauter diese Gerüchte wurden, desto mehr suchte ich durch ein äußerlich gleiches Betragen, und besonders durch meine Gegenwart den Schein, zu retten. Ich wußte wohl, daß ich in Freudenwald nicht mehr im Schlosse wohnen konnte, sondern ein abgesondertes Haus würde beziehen müssen, wo sich denn für seine ohnedieß seltenen Besuche bey uns noch mehr Abhaltungen finden würden; ich konnte berechnen, daß ihm bey der Entfernung des Lustschlosses von der Stadt sein Umgang mit jener Person viel mehr Zeit kosten, und diese Zeit wahrscheinlich auf meine Unkosten gewonnen werden würde; und ich sah ein, daß, wenn wir nicht sehr beträchtlichen Schaden leiden wollten, Eines von uns wenigstens für einige Wochen nach Rosenstein gehen müsse. Dennoch war ich entschlossen, mich nicht dazu anzubiethen, und nicht von ihm zu weichen, so lange ich es mit Ehren würde thun können. Wie manche Ehe wurde nicht erst schlecht, weil man sie schon für verdorben hielt? Und wie mancher Mann entfernte sich wirklich von seiner

Frau! weil sie ihn in gerechtem Unmuth aufgab? O es ist erstaunlich, wie viel der Mensch einreißt, wenn er die zarten Schranken der Meinung umstößt; und das Kind, das den Zwirnfaden sprengt, womit ihn die Mutter zur Strafe bindet, würde auch aus wirklichen Banden in strafbarem Ungehorsam zu entweichen sich nicht scheuen.

Daher sollte Ludwigs Ausspruch mir ein Gottesurtheil seyn. Nur wenn er es fordern würde, wollte ich den längst gehegten Wünschen nach meiner stillen Einsamkeit folgen.

Dieser Fall trat ein. Ein neuer Brief des Verwalters machte meine Gegenwart unumgänglich nothwendig. Ich schwieg dennoch. Aber Ludwig — Ludwig selbst fragte mich jetzt, ob ich nicht gehen wollte?

Diese Erfüllung des lange gefürchteten Ausspruchs, und das deutliche Hervortreten des dunkel Geahneten machten eine unbeschreibliche Wirkung auf mein Gemüth. Es war, als wäre nun Alles abgerissen, Alles weggebrochen, was ich so lange, so fest gehalten hatte. Der Schlag war gefallen.

Ich willigte ein, so ruhig und freundlich es mir nur möglich war. Aber innerlich war mir,

als fühlte ich den Tod im Herzen. Ich mußte das Zimmer verlassen, und war nicht im Stande, Ludwig zu sprechen, als er mich suchen ließ. Warum auch eilte er fort? Seine Stunde, zum Prinzen zu gehen, war ja noch nicht gekommen!

Mir ward sehr schlimm. Gott wird es mir verzeihen, wenn ich, selbst meiner Kinder vergessend, ihn manchmahl bath, mich doch recht bald zu sich zu nehmen. Bin ich denn nicht schon todt, seitdem mich mein eigentliches Leben, Ludwigs Liebe, verlassen hat?

Den Tag zuvor waren Pferde von Rosenstein mit Victualien gekommen. Ich überlegte Alles, ich fand, daß man am klügsten thue, einem bitteren Entschluß nicht erst lange ins Auge zu sehen, und setzte meine Reise auf den nächsten Morgen fest. Doch sandte ich zu Ludwig, ihm das zu melden. Er war nicht auf seinem Zimmer, nicht beym Prinzen. Ich wußte genug.

Nach Tische kam der Eigenthümer des kleinen Landhauses in der Nähe des fürstlichen Schlosses, mit welchem ich wegen der Miethe schon früher gesprochen, und nur über den Preis, der mir zu hoch schien, nicht einig geworden war. Er sagte mir, es wäre ihm leid, daß er alle weiteren Unterhandlungen über sein Haus,

mit mir abbrechen müsse; denn nicht bloß die Wohnung, die ich gewünscht, sondern das ganze Haus mit allen Nebengebäuden sey von Frau von Sarewsky eben diesen Vormittag gemiethet, und ihm ein so glänzender Anboth gemacht worden, daß ich es ihm nicht verdenken könne, wenn er auf die Ehre, die Familie des Barons von Fahrnau in seinem Hause zu bewohnen, Verzicht thun müsse. Ich antwortete nicht. Ein eiskalter Schauer überlief mich. Das Haus liegt ganz nahe beym Schlosse, sein Garten grenzt mit dem fürstlichen, ja es ist mit leichter Mühe möglich, eine Communication herzustellen. Darum wäre es mir so lieb gewesen! Darum hatte ich es vor Allen gewählt! Ach jetzt war mir Alles klar — Ludwigs Wunsch, daß ich nach Rosenstein gehen möchte, und die Unmöglichkeit, unter diesen Verhältnissen in Freudenwald etwas weiter vom Schlosse, als die Geliebte selbst, zu wohnen!

Unaussprechlich bitter waren meine Gefühle, als der Mann mich verließ. Die Scene des Morgens hatte mich angegriffen, die Anstalten zur Reise erschöpften mich, diese Nachricht vollendete das Ganze. Ich konnte mich nicht mehr auf den Füßen halten. Die Unpäßlichkeit schützte mich

zugleich vor Besuchen und Störungen. Ich ließ meine Thüre vor Jedermann verschließen, und meinen Gedanken und Thränen in ungestörter Einsamkeit freyen Lauf.

Einmahl gegen Abend schickte ich noch zu Ludwig. Er war, wie es hieß, bey dem Fürsten. Möglich! dachte ich: Aber es ist auch noch Anderes möglich! Indessen hoffte ich, da ich ihm sowohl meine Abreise, die auf den nächsten Tag festgestellt war, als mein Übelbefinden hatte melden lassen, ihn doch den andern Morgen zeitig zu sehen. Die Stunde unseres gewöhnlichen Vereins nach dem Frühstück seines Eleven kam. Ludwig erschien wieder nicht. Ich sandte hinüber — er war schon lange ausgegangen.

Es ward zehn, eilf Uhr. Ich hatte früher wegzufahren gedacht, um Rosenstein noch Abends, wenn auch spät, zu erreichen.

Endlich um zwölf Uhr trat er ein. Er schien befremdet, Alles zur Abfahrt bereit zu finden. Ein Rest von Liebe, vielleicht auch nur Artigkeit, vermochte ihn, mich jetzt noch aufhalten zu wollen. Ach! Hätte ich auch bleiben können, ich hätte nicht gedurft! Welche Auftritte hätten nach dem, was ich gestern vernahm, meiner in Freudenwald gewartet? Im Augenblick des Absche-

des überwältigte mich mein Schmerz. Ich schloß ihn fest in meine Arme, und der Gedanke, unter welchen Umständen, und wann wir uns wiedersehen würden, erfüllte mich mit Grauen und Todesangst.

Da drückte auch er mich an sein Herz, so innig, so warm, daß das meine über die grausame Täuschung blutete. Verlaß mich nicht! sagte er mit seiner schönen Stimme, die unwiderstehlich ist, wenn sie bittet. Ach! Ich mußte — ich mußte! Konnte ich denn bleiben?

Man rief ihn ab. Ich empfahl ihn Gott im brünstigen Gebeth. Er segnete seine Kinder, und verließ mich in heftiger Rührung. Es war vielleicht der letzte Sonnenblick nach dem gewittervollen, trüben Tag, der noch einmahl beym Scheiden durch das umnachtende Gewölk blitzt, um dann — wer weiß auf wie lange? — zu verschwinden. Wird dieser Nacht ein Morgen folgen? O Gott! Er ist strafbar; aber er ist unendlich liebenswürdig. Verlaß mich nicht! hatte er gesagt.

Und hätte ich es vielleicht nicht sollen? Liebe Schwester! Zuweilen steigt dieser Gedanke noch jetzt in meiner Brust empor, und das Leben in seiner Nähe, das Glück ihn zu sehen, seine Stimme zu hören, kleiden ihn in unwidersteh-

lichen zauberhaften Reiz. Aber eben dieser Reiz, diese Sehnsucht nach dem Geliebten sind es, die mir den Gedanken verdächtig machen müssen. Ich konnte nicht bleiben, wenn eine Sarewsky nicht bloß in Geheim seinem Herzen näher steht, sondern auch öffentlich ihm näher wohnt, als ich. Und hatte er nicht selbst meine Abreise gewünscht? Mußte sie unserer Angelegenheiten wegen nicht endlich früher oder später doch Statt haben? Alles das sage ich mir tausendmahl; dennoch vermag ich es nicht, jenes Verlaß mich nicht! zu übertäuben, das ewig in meiner Seele klingt.

Von meinem Leben hier kann ich Dir noch nichts sagen. Es ist ganz dumpf, obwohl in tausend dringende, und mir jetzt so nichtsbedeutende Geschäfte verschlungen. Das Einzige, was mich erquickt, ist der Anblick der freyen schönen Natur, und der Einfluß der reinen Luft. Auch die Kinder fühlen ihn wohlthätig. Ach, hier ist es so still, so heimlich! Warum haben wir je diese selige Einsamkeit verlassen? Der Schritt aus unseren Bergen war der zum Verderben.

Ein und dreyßigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald den 16ten Junius 1811.

Endlich, endlich, liebe Bertha, habe ich einen meiner heißesten Wünsche erreicht, einen Wunsch, der zwar noch lange nicht der letzte am Ziele ist, aber der allein die Erfüllung der übrigen möglich macht. Ludwig hat sich entschlossen, Leonoren nach Rosenstein gehen zu lassen. Er ist jetzt allein und mein Einfluß auf ihn freyer.

Es hat viel gekostet, es nur bis dahin zu bringen. Jeden Schritt zu diesem Herzen muß ich mit Leiden erkaufen, oder mit Stürmen erkämpfen; denn es ist unbeschreiblich, wie er an Vorurtheilen, und vor Allem an dem Urtheil der Welt hängt. Ich wohne ihm jetzt ganz nahe. Wir sehen uns täglich, und öfters als einmahl im Tage. Es hat sich ein Gartenhaus für mich ge-

funden, das unmittelbar mit dem fürstlichen Lustschlosse zusammengrenzt. Eine leichte Veränderung in einem der dunkelsten Boskete im Garten macht ein Zusammentreffen ohne Zeugen und Auflaurer möglich.

O welche schöne tief empfundene Stunden ungestörten Genusses fließen uns hier dahin! — Ungestört? Ja wohl von äußeren Einwirkungen; aber nicht von den Gespenstern in seiner Brust, die ihn oft mitten im seligsten Erguß unserer Gefühle aufschrecken! Doch die Hoffnung, die uns nie ganz verläßt, flüstert mir tröstend zu, und ich will Alles, was die hingebendste Liebe vermag, aufbiethen, um ihm Leonorens Entfernung mehr als zu ersetzen.

Sollte es wirklich zu anmaßend von mir seyn, dieß endlich zu hoffen? Oder dürfte ich mich mit dieser Frau nicht messen können? Was hätte sie denn vor mir so Unerreichbares voraus, das nicht ganz allein in dem Zauber läge, den der Begriff der Pflicht und alte Gewohnheit um sie gezogen? Ist einmahl dieser zerstört, und sind Ludwigs Augen hierüber geöffnet, dann wird wohl bald die Heroine häuslicher Tugend und fraulicher Vollkommenheit zur gewöhnlichen Ehehälfte herabsinken, und ich werde in jedem Sinne

neben ihr stehen dürfen. Künstlerinn bin ich, wie sie, und ich glaube, es wird mich Niemand vorlauter Eitelkeit zeihen, wenn ich mit Selbstgefühl sage, noch weit mehr, wie sie, die in nüchterner Beschränkung, von Rücksichten gelähmt, nie den kühnen Flug zu den Höhen der Kunst erheben wird. Der Hausfrau muß, und will ich allerdings den Vorrang lassen. Zu kochen, zu schneidern, zu wirthschaften verstehe ich schlecht. Aber sind denn diese Künste, in denen jede Haushälterinn uns übertreffen muß, die edelsten und einzigen Ansprüche auf das Ehrenwort einer trefflichen Frau? Freylich sie ist s e i n e Frau, die Mutter s e i n e r Kinder! — O Bertha! Bertha! Kann ich denn dafür, und ist es ein Vorwurf, den das grausam ungerechte Schicksal m i r zu machen hat, daß ich das nicht bin? Muß ich den ganzen Himmel, der in diesem Gedanken liegt, fühlen, und noch dafür büssen, daß er mir verschlossen ist? — Nein! Nein! Was mein Elend ausmacht, darf mir nicht zur Schuld angerechnet werden. Ich kann nicht dafür, daß ein unseliger Irrthum ihn vor Jahren an ein Wesen knüpfte, das sein Herz viel minder zu begreifen und zu beglücken versteht, als ich; ich kann nicht dafür, daß ich ihn nicht früher kannte, und un-

selige Verhängnisse mich zu unseligen Mißgriffen hinrissen! O mein Gott! Sein Weib! Mutter seiner Kinder! Gewiß könnte und würde keine Mutter, kein Weib auf Erden den Rang in der Stärke, in der Dauer, in der Seligkeit der Liebe streitig machen, mit der ich ihn und sie umfassen, und alle Kräfte, alle Fähigkeiten meines Wesens nur dazu anstrengen würde, ihn und die holden Wesen, in denen unsere Liebe sich verklärte, unaussprechlich glücklich zu machen, und noch glücklicher zu seyn, als sie!

Ich schwärme, Bertha! Ach es ist so süß, und so marternd, sich das Bild auszumahlen, wie Alles hätte gehen können, gehen sollen — und dann, mit grauenhafter Kälte im Arm der Wirklichkeit erwachend, zu fühlen, wie es jetzt ist, und nicht anders seyn kann! Das ist mein Fluch, den ich überall herumtrage. Ich darf nicht glücklich, ja nicht einmahl ruhig werden. Was mir ward, hat mich nicht beseligt, sondern elend gemacht; was ich mit fester Entschlossenheit als mein höchstes Glück erkenne, ist mir auf ewig entzogen.

Doch es raschelt in den Büschen. Die Sonne sinkt, die Stunde ist da. Ich eile in seine Arme, an seine Brust, um auf Augenblicke zu vergessen, wie unglücklich ich bin. Leb wohl!

Zwey und dreyßigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Freudenwald den 30sten Junius 1811.

Ich tauge nicht ins Hofleben. Ich habe es gefühlt, als mir zuerst diese Ketten mit dem Versprechen, daß sie mich nicht drücken sollten, leise und schmeichelnd um die Glieder gelegt wurden. Frey muß ich mich bewegen, meinen Feind ins Auge fassen, und mit offener Gewalt auf ihn zugehen können. Das scheint der falschen, armseligen Schranzenwelt unmöglich, und so erhebt sie ein Geschrey und Gekrächze, wie das ängstliche Nachtgevögel, das ein gäher Schlag aus seinem Dunkel emporgescheucht und ans ungewohnte Licht des Tages getrieben hat.

Laß Dir eine armselige Geschichte erzählen,

die bloß durch den Lärmen merkwürdig ist, den sie unter den glatten, flachen, aus lauter Formen zusammengesetzten Hofleuten erregt hat.

Eine Seiltänzer-Bande, die artige Kunststücke machen sollte, ließ sich hier sehen, wo die Nähe des Hofes und eines reichen Adels viel brodloses Gesindel herlockt. Auf einer Wiese hinter dem Dörfchen, das zum Schloß gehört, hatte sie ihren Schauplatz mit Schranken und einigen hohen Stangen aufgeschlagen, und ich ging hin, um zu sehen, ob das Schauspiel auch von der Art sey, daß ich meinen Zögling, der großes Verlangen darnach geäußert hatte, hinführen könnte. Unerkannt, in einfachem Überrock, mischte ich mich unter die Menge, die von allen Seiten dem Schauplatz zuströmte. Ich half mir, wo das Gedränge am ärgsten war, mit Höflichkeit durch, und stand beynahe an den Schranken, als ein heftiger Wortwechsel mich umzusehen bewog. Lothar und sein Begleiter, ein junger, französischer Offizier, standen im dichtesten Haufen, forderten ungestüm, daß man ihnen Platz machen sollte, und Lothar ging in seinem Übermuth so weit, eine alte Frau in sauberer bürgerlicher Kleidung, die ihm nicht schnell genug hatte ausweichen können, beym Arm zu fassen, und mit aller Rohheit ei-

nes Glückspilzes gegen das Pferd des Reiters zu schleudern, der sich Raum durchs Gedränge gemacht hatte, um die Ordnung herzustellen. Mir riß die Geduld. Wer gibt Ihnen das Recht, die Leute zu mißhandeln? rief ich. Er sah mich trotzig an. Und wer gibt Ihnen das Recht, mich so anzureden? erwiederte er. Die Menschlichkeit! sagte ich: Die Frau konnte ihnen nicht ausweichen, und sie hat ihr Geld so gut bezahlt, als Sie.

Er lachte höhnisch: Wollen Sie an der alten Hexe zum Ritter werden?

„Das bin ich von Geburt, und bereit, es Jedem, der mir ebenbürtig ist, zu beweisen.“ Hiermit faßte ich die zitternde Alte mit einer Hand, machte ihr mit der andern Platz durch den Schwarm, der mir freundlich auswich, und stellte sie vorne hin an die Schranken.

Jetzt wollte der Franzose sich darein mengen. Er rief mir etwas zu, das ich im Geräusch nicht verstand, das aber wie eine Drohung klang, und Lothar, auf mich zutretend, sagte ziemlich laut: Wohlan, Herr Baron! So beweisen Sie es mir, wenn Sie Muth haben!

Das war zu viel von diesem Verächtlichen. Sein schändliches, landesverrätherisches Gewer-

be, seine Franzosenknechtschaft fiel mir ein. Ich wandte mich von ihm ab, und sagte zu dem Offizier: Ihnen, mein Herr, stehe ich jeden Augenblick zu Befehl. Mit Spionen schlage ich mich nicht.

Lothar stand angedonnert. Er erblaßte vor Wuth, und seine Zähne schlugen knirschend zusammen; aber in des Franzosen Gesicht trat der Purpur freudiger Kampfeslust. Er both mir die Hand. Demain matin a cinq heures dans le petit bois la haut, flüsterte er. Ich bejahte, und verließ ihn, um dem Schauspiel zuzusehen.

Mir wallte das Blut noch eine Weile in den Adern. Das sind die Verfechter der Menschenrechte und der Volksfreyheit, die über sich nichts dulden mögen, aber, wo sie den Wehrlosen oder Geringen ungestraft unter die Füsse treten können, sich jede Ungerechtigkeit erlauben! Und diese Menschen werden überall geehrt, in allen Cirkeln empfangen, man brüstet sich als starker Geist, wenn man ihre Grundsätze zur Schau trägt, und selbst Rosalie kann sie um sich dulden, und sie sogar geistreich finden!

Nach und nach legten sich diese empörten Wellen, und ich kam ziemlich ruhig nach Hause. Hier aber stand der kommende Morgen etwas ernst vor mir. Leonorens Trauer, meine Kin-

der, Rosaliens Verzweiflung, wenn mir etwas Menschliches zustossen sollte, traten mir vor die Augen. Ich ordnete meine Papiere, schrieb an mein Weib und Rosalien, und legte mich dann im Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, zu einem sanften Schlummer nieder. Mein Secundant, der zweyte Kammerherr des Erbprinzen, der auch Offizier ist, weckte mich. Wir eilten fort.

Der Franzose ließ nicht lange auf sich warten. Er haute wacker, wurde aber an der Schulter leicht verwundet. Die Secundanten traten nun dazwischen. Der Ehre war genug geschehen, wir reichten uns die Hände. Der junge Mensch benahm sich sehr edel. Ich muß ihm dieses Zeugniß geben, und wenn ich einen seines Volkes lieben könnte, so würde es dieser Fierolles seyn. Er ist Hauptmann unter den Linientruppen, sein Bruder Oberster und Commandant in der von den Franzosen besetzten Festung **.

Ich glaubte die Sache abgethan; aber — weiß Gott, welcher böse Geist sein Spiel dabey treibt — diese unselige Geschichte, halb wahr, halb unwahr erzählt, von dem Auftritte bey den Seiltänzern an bis zu Ende, und auf unbegreifliche Art mit Rosaliens Nahmen, die gar nichts davon wußte, geschmückt, läuft nun unter dem

Hofgesinde umher, wird mißverstanden, unrecht aufgefaßt, thöricht weitergetragen, und ich muß fürchten, daß sie zuletzt noch dem Fürsten zu Ohren kommt. Fierolles kann ich die Schwatzhaftigkeit nicht zutrauen, und auf meinen Secundanten kann ich mich verlassen. Es bleibt also alle Vermuthung auf seinen Begleiter, oder auf den niederträchtigen Spion haften. Einer von ihnen muß der Urheber des Geklatsches seyn, und da alle Umstände so ziemlich, wenigstens unter einiger Verkleidung halb kennbar angeführt werden, nur die Antwort nicht, die ich Lothar gab, so ist es wahrscheinlich, daß Alles von diesem herrührt.

Mich ärgert das unaussprechlich. Es gehört zu der Anzahl der Verdrüßlichkeiten und Verlegenheiten, die um mich her aufstehen, seit ich das unselige Hofparkett betreten habe. Auch steht, wenn man vielleicht noch den Fürsten in diese Sache hereinziehen, und ich durch ihn Verdruß haben sollte, mein Entschluß fest, selbst ohne Erwartung der Ankunft des Grafen Helfenstein meinen Abschied zu fordern. Leb wohl!

Drey und dreyßigster Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

— — hausen den 4ten Julius 1811.

Ich danke Dir, mein liebster Hermann, daß Du die Stelle in Fallowetz annehmen, und dadurch die mannigfaltigen Sorgen, welche mir die Verwaltung dieser wichtigen Besitzung in den schwierigen Verhältnissen mit der neu aufgedrungenen Regierung auferlegte, leicht und beruhigend von meiner Brust lösen willst. Ich muß jetzt nur den Oheim beklagen, der bey Deiner Wahl zu kurz kömmt. Aber ich sehe die Gründe wohl ein, die Dich bestimmten, und mein Vortheil geht zu sehr mit ihnen Hand in Hand, als daß ich einen Versuch machen sollte, sie zu bestreiten. Gott lohne es Dir! Aber ganz ohne Waldemuth und uns zwey alte Junggesellen in unserer Wirthschaft zu sehen, sollst Du doch

nicht loskommen. Der Oheim, der sich des ernsten strengen Hermann noch wohl erinnert, welcher sich oft als zehnjähriger Knabe mit ihm in Disputationen eingelassen, und ihn über geflissentliche Sprachfehler mit hohem Ernst zurechtgewiesen hat, läßt Dich vorladen, auf Deiner Reise von *burg nach Fallowetz unausweichlich bey ihm einzusprechen. Er möchte Deinen Rath über Verschiedenes einhohlen.

Nun wird es mir vielleicht doch auch möglich werden, die Schauer zu überwinden, welche sich mir wie Cherube mit flammenden Schwertern vor das Paradies meiner Kindheit stellen. Ich werde Dich dort finden. O Hermann, Hermann! Ich war dort sehr selig und sehr elend!

Es ist doch seltsam, wie das Schicksal mit uns spielt. Du wirst nicht errathen, wen ich vor einigen Tagen, als die Vermählung der Nichte des Rosensteiner Pfarrers die Honoratioren der Umgegend daselbst versammelte, kennen lernte?

Schon öfter, wenn ich mit meinem Oheim diesen Pfarrer, seinen Jugendfreund und Schulgefährten, besuchte, hörte ich mit großer Achtung seiner Gutsfrau erwähnen. Die ganze Gegend stimmte in ihr Lob ein. Man sprach mit Achtung

und Bedauern von ihr; denn ihre Ehe soll nicht glücklich, und ein sonst schätzbarer Mann ihr um eines schönen aber verführerischen Weibes willen untreu seyn. Mir gingen alle diese Gespräche achtlos über die Seele. Der unzufriedenen Ehen gibt es viele, und die besten Menschen sind nicht immer die Glücklichsten. So dachte ich nicht weiter weder an diese Frau, noch an die Möglichkeit, ihr zu begegnen.

Bey jener Hochzeit nun nahm mich der Oheim, der durchaus dabey nicht fehlen wollte, mit hinüber nach Rosenstein, das nur ein Paar Stunden von Waldemuth entfernt ist. Die Gegend wird immer mahlerischer, wie man sich diesem in Bergen und Wäldern versteckten, höchstlieblichen Sitz romantischer Einsamkeit nähert. Die schöne Natur wirkte zauberisch auf mich, ich fühlte mich heiterer, als seit langer Zeit, und konnte nicht umhin, die sonst unglückliche Besitzerinn des Schlosses, das von der halben Höhe des Waldgebirges aus einer Schlucht hervorblickend, in seiner antiken Bauart die Seligkeit ruhigen Besitzes und die Achtung fürs Alte beurkundet, ein Bißchen zu beneiden. Wir fanden ziemlich viele Gäste, die sich nach der Mittagstafel im Garten zerstreut hatten. Der

Oheim saß mit dem Pfarrer, mit mir, und noch ein Paar Personen in einer Laube, als ein bildschöner Knabe mit anständiger Fröhlichkeit zu uns hereintrat, einen Augenblick stehen blieb, aber dann sich dem Greise mit Unbefangenheit und sichtlicher Achtung näherte, und die Ankunft seiner Mutter verkündete. Sogleich auch folgte ihm eine angenehme Gestalt im einfachen sehr vortheilhaften Anzug, deren Anstand und Sprache eine nicht gewöhnliche Bildung verriethen. Sie grüßte uns artig, den Pfarrer mit kindlicher Achtung. Ein hübsches kleines Mädchen ging an ihrer Seite, und der Pfarrer stellte sie uns als die Baroninn von Fahrnau vor, indem er auch ihr unsere Nahmen nannte. Ich bemerkte bey Nennung des meinigen eine plötzliche Veränderung in ihren Mienen, und sie sah mich mit seltsamen Blicken an. Auch mir schienen diese Züge nicht fremd. Dieß große dunkle Auge unter den seidnen Wimpern, dieser zierliche Wuchs, dieser züchtige Anstand waren mir schon ehedem vorgekommen. Ich sann nach. Jetzt klang auch der Nahme Fahrnau mir auf einmahl wie eine alte Bekanntschaft. Kurz, ich fand bald, daß diese Frau niemand Anderes als das ehemahlige Fräulein Eleonora von Bernheim, meine mir

von unseren Ältern bestimmte Braut, war, und erinnerte mich denn auch, daß der Offizier, von dessen Schönheit und Liebenswürdigkeit ich manches gehört, und der meine Braut hoffnungslos geliebt hatte, Fahrnau geheißen habe.

Diese Entdeckung diente nicht dazu, mich aufgelegter zum Gespräch zu stimmen. Zwar hatte Leonore mich wenig gekannt, und ihre Neigung für ihren Gemahl war gewiß unendlich stärker gewesen, als die zu mir, an den sie bloß Pflicht und Familienrücksichten banden. Aber dennoch war i ch es, der ihre Hand aufgegeben, und das langgeknüpfte Band zerrissen hatte! Alle feindseligen Gerüchte, die damahls über meine Heirath ausgestreut wurden, der Zorn meines Vaters, der Unwillen der Bernheim'schen Familie, die ganze unheimliche Vergangenheit mit ihren trüben Folgen standen auf einmahl vor mir. Leonore nahm sich vortrefflich. Sie schien mich nicht zu kennen, oder wenigstens jenes frühen Verhältnisses nicht zu gedenken, und das Gespräch kam durch sie sogleich wieder in einen leidlichen Gang. Ich aber war sehr still, verstimmt, und froh, als späterhin ein Concert begann, und ich mit meinen Gedanken allein bleiben konnte.

So hat mich also der Zufall nach zehn Jahren wieder mit derjenigen zusammengeführt, die einst die Gefährtinn meines Lebens hätte werden sollen! Sie ist unglücklich durch einen treulosen, von ihr noch stets geliebten Gemahl, mein Herz durch das verworrene Treiben eines leidenschaftlichen Wesens zerrissen! Wer vermag zu sagen, wie es geworden wäre, wenn wir dem Willen unserer Ältern gefolgt hätten? Wer kann ergründen, wie eine lange Reihe von Begebenheiten sich gestaltet hätte, wenn das erste Glied anders gewesen wäre? Wer Gutsagen für zwey Gemüther in ganz verschiedenen Lagen und Verbindungen? Der Mensch ist zwar, wenn er nicht glücklich ist, oder die Schuld seiner Thorheiten trägt, sehr geneigt, zu wähnen, es müßte besser seyn, wenn es nur anders wäre, oder wenn er Einmahl nicht so thöricht gehandelt hätte. Ach, er hätte es noch zehn andere Mahle gethan, und wäre, nur auf andere Weise, dennoch nicht glücklich!

Diese trüben Gedanken beschäftigten mich, bis das Concert im Gange war. Dann überwand die Gewalt der Musik, die, wie du weißt, so viel über mich vermag, und es blieb nur eine wehmüthige Grundempfindung in meinem Her-

zen, wie die Musik sie an sich selbst zu unterhalten geeignet ist, die aber dießmahl durch die Art und den Ideengang der modernen Composition wenigstens bey mir noch ganz vorzüglich erregt und genährt wurde.

Alles, was seit sechs Jahren in Künsten und Wissenschaften an Vor- oder Rückschritten geschehen ist, ist mir neu. Ich finde in dieser Hinsicht lauter Überraschungen. Aber ich könnte eben nicht sagen, daß sie stets zu den angenehmen gehören. Welchen sonderbaren Character z. B. trägt nicht jetzt die Musik? Unendliche Schwierigkeiten, künstliche Harmonieen, grelle Übergänge, und humoristische Absprünge scheinen die Hauptzüge desselben auszumachen. Bald erhebt sich der Gedanke in kühnen Flügen zu den Sternen, bald sinkt er wieder in gähem Wechsel zu muthwilligen Scherzen herab, klagt nun in verzweiflungsvollen Tönen, und schwärmt gleich darauf in wollüstigen Gefühlen, jetzt unendlich verwickelt in schneidenden Dissonanzen, die sich nur langsam und spät in Wohllaut auflösen, jetzt grell unterbrochen von seltsamen Accorden oder Bewegungen, von denen man nicht begreift, wie sie in diesem Augenblicke im Kopf des Compositors entspringen konnten.

Große wunderbare Geister giengen wohl auf dieser Bahn voraus; denn von den armseligen Nachahmern, die ohne inneren Beruf sich in dieselbe wagen, und uns Verworrenheit statt Tiefe, gesuchte Byzarrerie für Humor geben wollen, spreche ich nicht. Ein düsteres Gefühl, eine unendliche Sehnsucht, Verachtung der Gegenwart, und Streben nach Etwas Unerkanntem, Hohem, schienen sie geleitet zu haben. Oft ertönt in ihrer Seele in einzelnen Klängen die Musik der Sphären, aber schnell übertäubt sie die irdische Wirklichkeit mit Prunk und Schwulst. Melancholisch und finster fliehen sie die einfache Freude, die sich in heiteren Melodieen offenbart, und selbst wenn sie einmahl einen frohen Gesang anstimmen, tönt mitten heraus ein Schrey der — Wehmuth, möchte ich sagen, der dem wunden Gemüthe, das vergebens zu scherzen strebt, von einem übermannenden Gefühl seines Unglücks abgepreßt wird.

Wie ganz anders klangen einst Symphonieen und Concerte oder Opernmusik in unsere Seelen, als noch eine lebensfrohe Welt den Klängen freudiger und kräftiger Künstler mit unverbildetem Geschmack und voll Empfänglichkeit für natürliche Schönheiten lauschte! Schmerz und Freude hat-

ten ihr gesondertes Gebieth. Die gemüthlichen Zuhörer nahmen jede dieser Anregungen voll und kräftig auf, sie verlangten nicht nach wunderbar gemischten Eindrücken, und sie bedurften keiner künstlichen Anregungen und überraschender Blitze, um wahr und vollgenügend zu fühlen. So war die Welt, und so die Kunst.

Aber so verschieden auch die jetzige Musik von jener ist, so hat sie doch, wie ich fühle, auch ihren eigenen Reiz, und übt besonders eine seltsame Gewalt über jene Gemüther, auf die das Schicksal, wie auf mich, gewirkt hat. Sie reißt hin, und stimmt mächtig zum Einklang in ihre düsteren ahnungsvollen Harmonieen. Es ist der Geist der Zeit, der aus ihr spricht; es ist der elegische Ton der Weltklage, die, besserer Jahre gedenkend, einem unvermeidlichen oder unvermiedenen Unglück wehrlos, düster, bald knirschend, bald sich in wilden Genüssen übertäubend, entgegen geht.

So erschien mir sowohl die Musik bey dem Pfarrer, als auch mehr andere, die ich hier in der Provinzialstadt, welche ich mir einstweilen zum Wohnsitz erkohr, gehört habe. Man gibt hier alle Wochen Concert im Saale eines öffentlichen Gartens, und führt überhaupt ein sehr geselliges Leben, das für Viele großen Reiz haben könnte.

Mir wird es sehr lästig, eben weil man in dem kleinen Raum, wo sich Alles beständig unter den Augen herum geht, auch weit weniger Freyheit hat, sich dem Geräusch zu entziehen.

Das würde mich auch bestimmt haben, in die Hauptstadt zu ziehen, wenn mich nicht auf einer Seite der Gedanke abhielte, daß eine Person dort lebt, der ich auf dieser Erde nicht mehr begegnen will, und ich andererseits nicht zu gern in der Nähe des guten Oheims verweilte, als des einzigen Wesens, das mir noch durch Bande der Natur angehört.

Ich besuche ihn oft. Ich weiß, daß ihn das freut, und mein Herz erquickt sich an dem Gedanken, einem guten Menschen Etwas zu seyn. Lächle nicht, lieber Herrmann, über den Weichmüthigen, der, aus dem Paradies des häuslichen Glückes für immer ausgeschlossen, sich an dem einzigen, ach wie bald verwelkenden Zweige ergötzt, der aus jenen Auen des Friedens und der Freude in die dürre Wüste seines einzelnen Lebens herüberhängt! Leb wohl!

Vier und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 12ten Julius 1811.

Mein Leben fließt sehr einförmig und still dahin, und wenn ich, von Ludwig getrennt und aus seinem Herzen geschlossen, noch irgend ein Glück genießen könnte, so würde es hier in meiner Einsamkeit seyn. Das aufgeregte Gemüth fängt an, sich zu stillen. Ich erkenne wohl die ganze Größe meines Verlusts, aber der Frieden der Natur übt seine stille Gewalt über mich. Ludwig schreibt mir ziemlich fleißig. Seine Briefe sind herzlich, aber sie sind nicht, wie sie einst waren. Sie enthalten meist nur freundliche Erkundigungen nach uns Allen, Aufträge wegen des Gutes, und einige Neuigkeiten, mitunter auch Klagen über seine Lage, und den Verdruß, den man ihm macht. Er ist nicht glücklich, das

ist sicher. Warum er es nicht ist, mag er mit seinem Bewußtseyn ausmachen. Das Mißbehagen, das ihn unaufhörlich begleitet, spricht sich deutlich in jeder Zeile aus. Auch war es voraus zu sehen. Dennoch, dennoch, Klara, greift mein schwaches Herz, das alle Rückfälle und entflohenen Täuschungen noch nicht gelehrt haben, weise zu seyn, jeden solchen trüben Schatten über Ludwigs Gemüthe mit jener ahnenden Hoffnung auf, mit welcher der Landmann bey langer Dürre jedes leichte Wölkchen betrachtet, das am völlig klaren Horizont hinsegelt.

Ich fange an, mich wieder zu beschäftigen, und zwar nicht bloß mit dem, was die Nothwendigkeit von mir heischt. Ich mahle wieder, ich lese, ich unterrichte meine Kinder, und suche so auf jede Art, durch Thätigkeit, Gebeth, und Ergebung mein aufgeregtes Herz zu beschwichtigen.

Am wohlthätigsten wirken aber die Stille, und die Natur auf mich. Ich gehe viel spazieren. Die Saaten reifen jetzt, schon wallen sie golden über die Abhänge herab, das Obst färbt sich nach und nach, die Tannen lassen ihre Nadeln fallen, das Heu liegt duftend auf den Matten, die Jahreszeiten, die Gestirne, die Pflanzen, Alles geht

seinen stillen Gang. Alles bleibt unverändert und treu. Ja Clara! Die Natur ist wahrhaft; sie allein hält an dem ewigen Ankergrunde fest, wenn Alles Andere auf den sturmbewegten Wellen des Lebens unstät treibt!

Die Sonne sinkt den Bergen zu, eine magische Beleuchtung erhellt die Thäler, blauer Duft steigt aus den Hütten auf, sichtbarer wallet der Rauch der Feueressen von den Eisenhämmern und Schmieden in die frische Luft empor, ein unendlich stiller Frieden schwebt über der Landschaft, und die Betrachtung dieser Seligkeit, dieser unwandelbaren Sicherheit in den heiligen Gesetzen der Natur, beruhigt auch meine aufgereizte Seele. Blumen und Gräser flüstern freundlich um mich, und das letzte Lüftchen stirbt seufzend in den Zweigen des dunkelnden Waldes. In solchen Momenten erscheint Ludwigs Bild in allem milden Reiz der Wehmuth vor mir. Meine Thränen fließen, aber sie fließen sanft, und mein Herz schlägt ruhiger.

Ach, dieses theure Bild begleitet mich überall, und ich halte es überall mit Freuden fest! Die beyden Gemählde aus Panthea's Geschichte sind nun in Öhl angefangen. Mich zieht die Arbeit zau-

berisch an, ich versenke mich in diese Tinten, Linien und Formen. Am süßesten ist mir die Beschäftigung mit Abradates Gestalt. O mit welcher Lust sehe ich die theuren Züge vor mir auf der Leinwand entstehen! Jeder Druck, jeder kleine Schatten, jeder Strich, der eine Ähnlichkeit treffend wiedergiebt, erfüllt mein Herz mit einer Freude, die durch die Wehmuth, die sich zu ihr gesellt, noch inniger, und, wenn ich so sagen darf, reiner wird!

Zuweilen versuche ich mich auch an Landschaften. Unsere Berge sind reich an mahlerischen Ansichten. Ich habe schon ziemlich viele Studien, und denke daran, sobald die beyden geschichtlichen Bilder fertig sind, eine Ansicht unseres Schlosses, und der Umgegend von einem Puncte, wo sie sich gar hübsch ausnimmt, nähmlich von dem Hügel hinter dem Pfarrhofe, aufzunehmen, und auszuführen.

Doch eben fällt mir ein, daß ich Dir noch etwas sehr Seltsames zu erzählen habe. Unser Pfarrer feyerte vor ein Paar Wochen die Hochzeit einer seiner Nichten, eines recht lieben Mädchens, das mich manchmahl besuchte, und durch seinen einfach guten Sinn angezogen hatte. Ich liebe Feyerlichkeiten nie, und Gesellschaften sind

mir jetzt wohl noch lästiger, als sonst; dennoch mochte ich es weder dem würdigen Greise, noch der holden Braut abschlagen, wenigstens nach Tische, und Abends bey dem Concert, das der redliche Greis, dem Ernst und der Würde des Hauses gemäß, statt eines Balls veranstaltete, zu erscheinen. Wie ich in die Laube trete, finde ich nebst andern bekannten Gästen einen Obersten Hankwitz, der sich vor einiger Zeit in diese Gegend gezogen hat, und seinen Neffen, einen jungen Mann von sehr anständigem Äußerlichen. Der Pfarrer nennet uns einander, und der junge Mann ist eben der Julius Tengenbach, dem meine Ältern mich vor Jahren versprochen hatten, und der auf der Universität das fremde schöne Mädchen heirathete.

Ich kann nicht läugnen, daß ich bey Nennung seines Nahmens von einem unangenehmen Gefühl überrascht wurde; doch überwand ich die flüchtige Aufwallung, und da er eben so betroffen schien, suchte ich durch ein gänzliches Nichtbeachten jenes Verhältnisses dem Gespräch eine natürliche Wendung, und uns Allen die gehörige Haltung zu verschaffen. Herr von Tengenbach und sein Oheim gefallen mir recht wohl. Julius ist sehr verändert. Ich hätte ihn nicht

mehr erkannt. Der blühende Jüngling ist zum sehr gesetzten Manne geworden; aber es sind nicht bloß die Jahre, wie ich wohl berechnen kann, die diese Züge so tief gegraben, und dem matten blauen Auge einen so düsteren Blick gegeben haben. Er scheint viel gelitten zu haben. Trübe Erfahrungen sprechen sich im Ausdruck seines Gesichts und in seinen Urtheilen aus. Doch ist durchaus nichts Bitteres darin; vielmehr scheint das rasche Feuer seiner Jugend sich durch Prüfungen geläutert zu haben, und Kenntnisse mancher Art, die er auf weiten Reisen gesammelt, machen seine Unterhaltung belehrend und angenehm.

Seiner Frau wurde nicht erwähnt. Er scheint Witwer zu seyn, und vielleicht hat der Schmerz über diesen Verlust ihn in die weite Welt getrieben. Wenn das so ist, so sey ihm Alles verziehen, was er einst gegen mich gefehlt, und Gott möge seinem Herzen Frieden geben! Leb wohl!

Fünf und dreyßigster Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

Freudenwald den 12ten Julius 1811.

Wo soll ich Worte finden, um Dir die Überraschung, die Seligkeit zu melden, in welche ein Brief, den ich gestern empfing, mich versetzte, ein Brief von dem Freunde meiner Jugend, den ich, seit ich zu fühlen im Stande bin, allein und ausschließend geliebt habe, und von dem ich mich auf ewig getrennt glaubte?

Du weißt, welche Unruhe sich meiner bemächtigt hatte, seit Julius in Deutschland ist, und Herrmanns alte Neigung sich wieder geheimnißvoll zu regen schien. Diese Unruhe währte fort, und die Nachrichten von meiner Mutter vermehrten sie. Herrmann hatte sie oft besucht, sich nach mir erkundigt, und viel von alten Zeiten gesprochen. Denke Dir nun mein Gefühl, als ich vorgestern auf einem recommandirten Brief seine Hand erkannte. Ich war nicht im Stande, ihn sogleich zu

erbrechen. Meine Kniee schwankten, ich zitterte so, daß ich mich setzen mußte. Dennoch tobte eine stille Freude durch mein Gemüth, und eine selige Hoffnung flüsterte mir zu, daß er das durch so lange Zeit beobachtete Stillschweigen nicht brechen würde, wenn er mir nichts Angenehmes zu melden hätte.

Ich ergriff endlich das Papier, und öffnete. Seine Schriftzüge, die Worte: Meine theure Mathilde! zauberten auf einmahl das Paradies meiner Jugend mir vor Augen. Herrmanns Bild stand vor mir, ich hörte seine Stimme. Ach Gott! Was enthielt der Brief! Es war der Ausbruch der reinsten Freude und der treuesten Liebe, die durch jahrelange Entfernung nicht geschwächt, und durch das Unglück nur gereinigt worden war. Der edle, unglückliche Julius war von seinen langen Wanderungen endlich in sein Vaterland zurückgekehrt, und sein erster Gedanke ging dahin, das Glück seines Freundes zu gründen. Er ließ sich von Herrmann eine Schilderung seiner Lage machen, und trug ihm eine Ober-Amtmannsstelle auf einem seiner Güter auf eine Art an, die den Werth der Gabe dreyfach erhöht. Von mir, von Herrmanns häuslichen Aussichten war keine Erwähnung. Es soll nicht scheinen, als wolle er für uns sorgen. Er

bittet bloß den Freund, ihm mit der Annahme dieser Stelle einen wesentlichen Dienst zu leisten. Er war es, der eines Beamten bedurfte, und der von dem Freund diese Gefälligkeit zu empfangen hatte.

Diese Stelle, mit Vortheilen verbunden, wie nimmermehr der Gutsherr, wie nur der Freund sie anbiethen kann, setzt Herrmann in den Stand, auf eine sorgenfreye Zukunft zu denken. Er erkundigte sich leise bey meinen Verwandten, und both mir dann seine Hand, die Theilnahme an einem stillen, aber sehr bequemen Daseyn. Wir sollen in Fallowetz wohnen — ach an dem Orte meiner Geburt, wo ich mit Julius und Herrmann spielte, und wo die Liebe zu diesem, so wie die Natur, sich in mir entfaltete und wuchs!

Ich habe ihm heute geantwortet, einen langen Brief, den Thränen der Freude und der Wehmuth benetzten. Ich habe ihm gezeigt, wie treu und innig ich ihn liebe; aber ich habe ihm nicht verschwiegen, wie meine Jugend so ganz verwelkt, und von dem ehemals blühenden muntern Mathildchen keine Spur mehr vorhanden ist. Ich will ihn nicht täuschen. Er soll kommen, ehe er sich unwiderruflich bindet; er soll selbst sehen, ob das Mädchen, das er finden wird, und

das Bild, welches aus früherer Zeit in seiner Brust lebt, noch ein und dasselbe Wesen sind.

Aber wenn er mich dann noch wählt, wenn sein Auge durch den Schleyer dringt, den uns Alter oder Krankheit überwerfen — und wenn es ein Mannsauge kann, so ist es das meines sanften klaren Jugendfreundes — dann, Schwester, bin ich das glücklichste Wesen auf Erden! Alles, was ich gelitten, verschwindet wie ein Nebelduft vor meinen Blicken, und mein ganzes künftiges Leben sey ein langer inniger Dank gegen den allgütigen Vater, der meine Thränen, meinen geduldigen Schmerz, und Herrmanns Tugend angesehen, und uns durch die Hand der treuesten Freundschaft ein unaussprechliches Glück bereitet hat.

Dieses Glück würde zwar unter allen Verhältnissen jede andere Bedingung äußeren Wohlstandes bey mir überbothen haben; in der Lage aber, in der ich seit zwey Jahren lebe, und noch mehr unter den gegenwärtigen Umständen, erscheint es mir wie eine wahre Rettung. Rosaliens fortgesetztes Verhältniß zu Fahrnau, die höchste Leidenschaftlichkeit, und der, man möchte sagen, frevelhafte Leichtsinn, mit dem sie den Frieden eines achtungswürdigen Hauses ihren

unbezähmten Wünschen geopfert hat, haben mir den Aufenthalt bey ihr seit Langem peinlich gemacht. Zwar konnte ich nur schweigen, da ich zum Reden und zu Vorstellungen weder aufgefordert, noch berechtigt war; aber meine Mienen, ja mein Nichtreden selbst haben ihr oft genug zeigen können, wie ich von dieser Sache denke.

Das mißfällt ihr natürlicher Weise, und die Wirkungen dieses Mißfallens erscheinen dann in einem höchst ungleichen, gespannten Betragen, das bald freundschaftlich, bald kalt, jetzt offen, jetzt zurückhaltend ist. O wie hundertfältig will ich die Stunde segnen, die mich einmahl diesen zahllosen Unannehmlichkeiten entnimmt! Leb wohl!

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Frauenwürde

Bd.: 2

Wien (1826)

P.o.germ. 1811 w-12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124686-8